

942

N. Wirtschaftliches Leben, alte und neue Handwerker,
Wirtshäuser und Hotel, Industrie - Handel - Gewerbe
Waldwirtschaft.

943

X Die Geschichte der Gastwirtschaften in Dobel

Frühzeitig dürfen wir "auf dem Dobel" eine Wirtschaft oder eine Herberge vermuten. Über den Dobel führte ein Fahr- und Fußweg. Hauderer zogen vom Murgtal herüber durch Herrenalb den Dobel aufwärts ins Enztal hinunter. Da war eine kurze oder längere Rast schon nötig. Auch die Pferde und die Ochsen wollten eine Fahrpause haben.

Wirtshäuser spielen im Dorf immer eine besondere Rolle. Und wenn eine Gemeinde gar Kirchspielsgemeinde ist, wie dies bei Dobel der Fall ist, so müssen schon Wirtschaften da sein, wenn sich die von auswärts herbeigeeilten Kirchgänger nach dem Gottesdienst stärken wollen - wenn die Männer Neuigkeiten erfahren wollen, was so alles um die Kirche die Woche über vor sich gegangen ist .

Nicht ganz unwahr ist das alte Sätzlein:
Wo eine Kirche von Gott gebaut wird, da baut der Teufel ein
Wirtshaus daneben.....

Einzelne Gaststätten zu Dobel haben eine geschichtlich interessante Vergangenheit. Der jeweilige Wirt hatte was zu sagen, im Rat der Bürger. Und unter den Wirten wurde wiederum eifersüchtig gewacht, was ein rechter Wirt und was nur ein Straußwirt oder Gassenwirt sei.

Die ersten Nachrichten von einer Wirtschaft lauten demnach kurz: der obere Wirt und der untere Wirt. Es gab in den ersten Anfängen der Gastwirtschaften noch keinen Schild. Die Schildbezeichnungen tauchen erst um 1600 oder später auf. Nur der Dobler Rössleswirt wird schon um 1560 erwähnt. Das war der obere Wirt. Der "untere Wirt" trat

später in das Blickfeld der Bürger.

Wer war der untere Wirt?

Nach unseren Vermutungen, die sich auf Urkundenmaterial stützen, kann es nur der Waldhornwirt gewesen sein. Sein Schild zum Waldhorn wird um 1780 erstmals genannt.

Das kann schon seine Richtigkeit haben. Das Dorf lag auch anfänglich mehr gegen das Dobeltal und mied die rauhe und windige Höhe. Mit einem Wort:

Das Dorf wanderte mit der Jahre Reihe bergaufwärts.

Das alte Dorfbild hat bestimmt die Kirche zu Häupten. Was heute oberhalb liegt dürfte jünger sein.

Leider kam die schöne Übung ab: einen schmiedeisernen Schild auszuhängen. Man hat heute seine Freude daran, wenn ein buntes Leuchtttransparent in die alten Gassen hineinschreit und man meint auch, das sei schön.....

Beginnen wir mit dem Aufzählen der Wirtshäuser und Hotels.

Nachdem oben bereits begonnen ist, so wollen wir die Wirtschaften auch dem Alter nach aufzählen.

Leider sind uns ihre Besitzer nicht alle bekannt geworden. Was in Akten und alten Schriften niedergelegt worden ist und aufgefunden wurde, soll erwähnt werden.

X Das Rössel.

Es wird zum ersten Mal im Jahre 1559 erwähnt. Im Jahre 1597 hören wir von einem Rösslewirt, der eine Herberge besitzt und eine böse Magd, die "in den Kammern herumliegt und Freude spendet". Im Jahre 1640 wurde die Wirtschaft von den Schweden geplündert, der Wirt in den Keller gesperrt und das Haus angezündet.

Im Jahre 1704 wird ein unterer Wirt und ein oberer Wirt unterschieden. Bisher wurde der Name des Wirts nicht erwähnt. 1722 heisst der Rössleswirt Bernhard Kappler. Er war der Vater des tüchtigen Schultheissen Elias Kappler - einem Manne, dem Dobel viel zu danken hat.

1740 ist der Jakob Bernhard Kappler Metzger und Wirt auf dem Rössle.

1797 Christian Friedrich Barth. 1837 dessen Sohn gleichen Namens. 1877 ein Immanuel Barth, 1925 ein E. Barth und 1954 Willi Barth. Damit ist das Rössel seit ~~nähezu~~ 160 Jahren im Besitze der gleichen Familie.

Die Sonne ist jüngeren Datum. Sie wird um 1720 herum erwähnt.

EMIL KRAMER
1740 heisst der Sonnenwirt Johann Jakob Kappler. 1790 sitzt der Gottfried Friedrich Zeltmann auf dem Wirthaus zur Sonne. 1880 ein Karl Zeltmann. 1925 Rudolf Knoblauch. 1930 Emil *Bonninger*
Zu nennen wäre noch hinterher der tatkräftige Gemeinderat *Bonninger* und Sonnenwirt Gottfr. Friedrich Zeltmann 1826, ein Sohn des Karl.

Im Jahre 1944, den 4. Dezember abends 19 Uhr 30 wurde durch einen feindlichen Fliegerangriff die Sonne, die inzwischen zu einem Höhen- und Fremdenhotel ausgebaut worden war, gänzlich zerstört. Die Familie des Hoteliers Bonninger wurde dabei schwer geschädigt. Die Frau und die Tochter wurden dabei getötet. Im Jahre 1954 war die Stelle bereits erdbodengleich.

Das Waldhorn an der Neusatzstrasse trägt den Sturzstein über dem Eingang mit den Zeichen A R und der Jahreszahl 1796. Allem nach wurde das Gebäude in dieser Zeit neu aufgerichtet, nachdem es während den Kämpfen im Juli 1796 abbrannte. Man hört aus den Akten wenig nur von diesem alten Haus.

1806 war ein Christian Pfeifer Besitzer, der im Jahre 1813-1814 30 Mann russisches Militär zu verköstigen hatten. 1862 heisst der Waldhornwirt Wilhelm Pfeifer. 1882 war ebenfalls ein Pfeifer Besitzer, dessen Vorname unbekannt ist. 1925 Karl Hörther, bis 1954 Gerth Walburger, seitdem Poetes-Becker.

Das Lamm auf dem Dobel. Es stand an der Stelle, wo heute das neue Schulhaus steht. Es war schon um 1790 offen und gab hin und wieder neu aufziehenden Pfarrern die Herberge ab, solange das Pfarrhaus rennoviert wurde. 1790 hiess der Lammwirt Andreas Schwaigle, er war Gemeinderat und stammte aus Grötzingen bei Durlach. Später wurde das Lamm nach dem Brand Schul- und Rathaus.

Der Löwen. Es ist das Haus heute Nr 17. Inhaber 1953 der Wegwart Adolf Keller. In diesem Haus war auch mal eine Zeit lang die Schulstube. 1790 wird ein Löwenwirt Johann Jakob König genannt - er war gleichzeitig noch Schneider. Die Wirtschaft muß schlecht gegangen sein. 1860 hat man sie deshalb geschlossen, unter dem Wirt Johann Fr. König, Schneider. Dessen Sohn schloss sie 1896 für immer.

Gasthaus zum Ochsen. Es wird um 1840 herum erstmals genannt. Damals sass ein Christian Faas darauf, von dem geschrieben steht dass er die Wirtschaft von seinem Vater übernommen habe. Mit hin darf angenommen werden, dass die Wirtschaft doch schon länger existierte - vielleicht seit 1800. 1843 wanderte der Faas nach Amerika aus. 1875 sitzt ein Seyfried drauf. 1925 der Ernst Seyfried, 1954 Gustav Seyfried Metzgermeister und Gastwirt.

Das Gasthaus zum "Hirsch" -heute Linde.

Um 1800 schon bestanden. Besitzer damals: Christian Friedrich Pfeifer, Wirt und Metzger. 1839 übergibt er an seinen Sohn. 1903 hören wir letztmals von einem Hirschwirt Friedrich Pfeifer. Dieser taufte den Hirsch in Linde um, im Jahre 1906. 1925 ist der Karl Seyfried Besitzer, 1954 Erich Seyfried, Metzger und Gastwirt.

Hotel zur Post/entstand aus einer Schindelmacherwerkstätte. 1930 als Hotel erwähnt. 1953 Besitzer August Künzer.

Hotel Funk ein Unternehmen, das im Fremdenverkehr viel und anerkannt erwähnt wird. Es entstand aus einer bescheidenen Bäckerei, welche der Bäckermeister Robert Funk errichtete. Im Jahre 1910 zur Conditorei erweitert, verbunden später mit einer Cafewirtschaft. 1922 wurde das Geschäft erweitert zu einem Restaurant. Von da an datiert die Bezeichnung Hotel Funk. Ein zweiter Umbau erfolgte 1926. Kurz vor Ausbruch des 2. Weltkrieges - 1939 - wurde der Bau ebenermals erweitert, und mit allen Neuerungen eines modernen Hotelbetriebes versehen. 1945 wurde das Hotel von französischen Truppen beschlagnahmt und belegt. Der Hotelbetrieb ruhte für längere Zeit, bis die Franzosen am 16. September 1952 das Haus dem Besitzer überlassen haben. Hotelier Funk starb jahrs zuvor. Hotelier Uttenreuther nahm einen gänzlichen Umbau vor, der kurz vor Weihnachten 1952 eröffnet wurde. Heute stellt das Hotel Funk den Hauptfaktor im Dobler Fremdenverkehr da.

....



Hotel Post



Dobel

im Schwarzwald 790 m.ü. M.



1950



1939





7953



963



Dobel
720-900 m ü. M.
Nördl.
Schwarzwald

1951



Höhenluftkurort und Wintersportplatz Dobel i. Schwarzwald, 750 m ü. d. M.

Hotel Post

1953





VILLÄ DOBEL
im Höhenluftkurort Dobel, nördl. Schwarzwald

Haus Ruff, Dobel, Württemberg (Schwarzwald)



Was in alten Schriften zu lesen ist.

D o b e l , den 10. Februar 1875

Schon mehrmals wurde dem Ortsvorsteher klagend vorge-
tragen, dass die Wirte Treiber, Seyfried und der Hirschwirt
nach dem #Feierabend bieten ihre Gäste verheimlichen und so-
gar verstecken, um sie dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu
entziehen. Es werden die Läden verschlossen, dass kein Licht
nach aussen dringe und auch die Türen verriegelt, so dass der
Schütz nicht eintreten kann—allerdings ist diese Person des
Polizeidieners Mangler auch nicht so, dass sie nichts zu wün-
schen übrig liesse. Auch er schöppelt gerne nach dem Feierabend
hin und wieder. Das wissen die Wirte und schenken ihm ein.
Erst am letzten Sonntag gab es einen Auftritt. Die Ehefrau
des jungen Christian König suchte ihren Mann beim Treiber,
der aber das Haus verschlossen hatte. Sie trommelte so lange
am Laden, bis ihr geöffnet wurde. Der Wirt sagte, dass niemand
mehr drinnen wäre. Sie aber sagte, dass sie so lange "daraussen"
stehen bleibe, bis die Gäste alle "heraussen" seien. Auf das
hin seien sie alle "herausgezottelt", einige wären nur mit
Mühe aus ihrem Versteck hervorgekrochen, weil sie schwankten.
Darauf hin seien die 3 Wirte vorgeladen worden und man habe
ihnen gesagt, dass ihre Wirtschaften geschlossen würden, wenn
so etwas nochmals passiere. Solange Licht in der Wirtstube
brenne müsse auch die Haustür offen bleiben.

.....

949

X Die Aufführung von Gewerbebetrieben in Dobel
vor 125 Jahren

1821 - 1952.

Die Betriebe wurden damals eingeteilt in
Handwerker und Kleinhändler
Handlungen, Fabriken und Manufakturen
Mühlen und andere Werke
Wirtschaften und
Getränkefabriken.

Das Verzeichnis nennt

Jochmacher 4

Kohlenbrenner (Kohlenbrennen wird als "Nebensachbetrieb geführt"
gab es 21.

Sie werden durchweg als schlechte Betriebe erwähnt, die um
1827-1837 mehr und mehr aufgegeben wurden.

Ein Franz Sauter und ein König werden noch 1865 als Kohlen-
brenner genannt.

Leineweber, sie arbeiteten nur von Lichtmeß bis Ostern
es gab deren 15.

Karl Wacker wird als letzter Leineweber mit geringem Verdienst
und nicht grosser Kundschaft erwähnt, 1867.

Schindeldecker 6

Lumpensammler 3. Beim Jakob Friedrich Pfeifer heisst es
" er betreibt es nur um sich in seinem Hohen Alter das Leben
zu erhalten. Mehr Hannes hiess der letzte Lumpensammler auf dem
Dobel, der seine Lumpen in die nahe Papiermühle zu Neuenbürg
verkaufte-und als "Lump" auch gestorben ist.

Kübelmacher oder Kübler 6

Gottlieb Vischer arbeitet mit 1 Gehilfen und wird sein Betrieb als recht gut genannt. Noch 1875.

Maurer 11

Zimmerleute 16

Nagelschmiede 2. Der letzte war Jak. Friedrich Ruff, anno 1864

Pottaschesieder 6 . Zeltmann und Nehr hiessen die beiden. Beim einen heisst, ist noch ein Anfänger und verdient nicht sein Brot-beim andern heisst es: schlechter Betrieb, weil er nichts vom metier versteht.

Steinhauer 1 der Bernhard Kappler, Schultheiss von Dobel 1830
Noch ein Pottaschesieder war der Lammwirt Schwäigle, 1826 legts der Schwaigle nieder, weils es sich nicht lohnte.

Schneider 8

Schuhmacher 22, die meisten arbeiten im Kundenhaus, die andern schustern im Nebenverdienst, wenns im Winter nichts zu tun gab auf dem magern Feld.

Wagner 7

Brotbäcker 13

Hufschmiede 6

Küfer 9

Schreiner 7

Dreher 2

Sesselmacher 2

Metzger 6 einer ist nebenher Seifensieder, 4 sind Holzhauer

Seifensieder 2

951

Kleinhändler 31, der eine handelt mit Brot, ein anderer mit Schuhriemen, mit Knieholz, mit Mehl, handeln 6 und einer hat einen Kramladen.

Holzhändler 31

Mahlmühlen

Im Eyachtal 2 Mahlmühlen und ein Gerbgang-Eigentümer Johannes Schöttle. Diese Gänge gehen höchstens 3 Monate des Jahres. Da aber nur 2 Wasserräder vorhanden sind, so muß das Rad von der Mahlmühle ausgehängt werden, wenn der Gerbgang gehen soll. 1876 gehörte die Mühle dem Wilh. Friedr. Schöttle.

Er hat wenig Kunden und gar keine Bannkunden. Der Müller holt die Frucht auf eine Entfernung von 4-5 Wegsstunden weit her und bringt das Mehl wieder zurück. Das Werk ist mittelmässig bis schlecht eingerichtet. Als Abgaben lasten auf der Mühle des Schöttle: 18 Batzen, das beste Stück Vieh und das beste Stück Kleid als Frondlasten. Der Wasserbau ist nicht kostspielig.

Sägmühlen. Die sogenannte Dorfsäge, woran 20 Personen teilhaben Sie geht 6-7 Wochen das Jahr hindurch, ist ein mittelmässiger Betrieb

Wirtschaften und Billards 1823

Schildwirtschaften:

Zur Sonne, gut eingerichtet aber wenig besucht. Besitzer Karl Friedr Zeltmann. hat eine Wirtsstube, 2 Fremdenzimmer.

zum Rössle- Barth Chrsoph. Friedrich-eine geringe Dorfwirt-
schaft 1 Wirtschaftsgelaß 1 Fremdenzimmer. der Verkehr ist
mittelmässig-besser als in der Sonne, 1824.

zum Lamm - Georg Schwaigle, gut eingerichtet, doch wenig
besucht. 1 Wirtsstube, 2 Fremdenzimmer. der Wirtschaftsbetrieb
ist ganz schlecht. Ging im Jahre 1832 ein.

Wirtschaften ohne Schildgerschtigkeit :

Gottfried Fass zum "Ochsen", geringe Dorfwirtschaft.
1852 Wirt Joh Matthäus Ruf, 1875 Christine Seyfried.
Eyachmüller Schöttle, noch 1876 mittelere Wirtschaft.

Christian Friedr Pfeifer, Metzger hat eine geringe Dorfwirt-
schaft

Gassenwirte:

Chr. Seyfried, Speisewirtschaft. mittlerer Betrieb 1874

Wein-und Bierschenken

Johann Ph König, später Schuster Ruf, 1826 eingegangen
Gassenwirt Treiber

Gassenwirt Fr König-beide 1874 nicht mehr bestanden.

Most-und Braantweinschenken

Joh Martin Scholl, geringer Betrieb, 1824 geschlossen

Jakob Kern im Eyachtal, geringe Dorfwirtschaft, 1824 aufgegeben

Bier-und Essigbrauereien

Branntweinbrenner Faas, 1824 aufgegeben

ditto Zeltmann, hat keinen Hafen mehr und brennt nicht mehr.
Rösslewirt Barth-Gassenwirt Lehmann

Branntweinbrenner 9 .



Höhenluftkurort u. Wintersportplatz Dobel 720-900 m ü. M.

952

Gewerbebetriebe in der Gemeinde Dobel
1953/54.

Achtelik Walter	Bäckerei
Hummel Gustav	Bäckerei & Stockholzrodung
Ruff Karl	Bäckerei
Schaible Wilhelm	Brot & Feinbäckerei
Ruff Albert	Metzgerei
Barth Willi	Gastwirtschaft & Pension zum "Rössle
Funk Robert	Hotel Funk
Gerth Walburga	Gasthaus & Pension zum "Waldhorn"
Hemprich Emma	Pension Villa Dobel
Künzer August	Hotel Post
Seyfried Erich	Gastwirtschaft zur "Linde"
Seyfried Gustav	Metzgerei & Viehhandlung Gasthaus zum "Ochsen" & Metzgerei
Schöttle Wilhelm, Eyachmühle	Gastwirtschaft zur "Eyach- mühle"
Betz Renate & Traute	Kindererholungsheim
Hofmann Luise	Kinderheim

Bott Karl
Hafner Robert
Hummel Emil
Hummel Friedrich
Hummel Gottfried

Schuhgeschäft
Schuhhandel
Schuhgeschäft
Schuhreparaturgeschäft
Schuhgeschäft & Kolonial-
waren

König Karl
Maulbetsch Luise
Müller Friedrich & Sohn
Räpe Frida geb. Fürle
Sander Margarethe

Maßschneiderei
Damenschneiderin
Maßschneiderei
Damenschneiderin
Damenschneiderin

Engel Karl
Haubensack Eugen

König Luise
König Fritz

Kull Ernst
Keller Karl

Wacker Gustav

Lebensmittelgeschäft &
Manufaktur
Lebensmittelgeschäft &
Textilwaren
Speiseöl & Hausierhandel
Vertretung der Firma Kehr=
wieder in Hamburg
Obst & Gemüsegroßhandel
Verkaufsstand für Süßwaren,
Rauchwaren etc.
Flaschenbierhandel über die
Straße

Fiedler Johann

Photograph

Bott Johanna
Keller Gustav
Weiß Anneliese

Handstrickerei
Maschinenstrickerei
Fleckerlteppichherstellungs-
betrieb

Nehr Gustav

Wäscherei

Betz Traute

Krankengymnastik-Praxis

Dubberke Fritz

Dentist

Katz Eugen
Maulbetsch Hermann

Friseurgeschäft
Friseurgeschäft

Bott Marie

Reiseandenken

Bott Friedrich	Holzhandel & Fuhrunternehmer
Bott Friedrich & Ruff Karl	Großhandel in Gruben & Stangenhölzer
Bott Otto	Lohn & Brennholzsägerei
Gillitzer Karl	Holzhandel Spreng & Rodungsunternehmen
König Albert	Schindelmacher
König Pauline, Eduards Witwe	Brennholzsägerei
Mangler Otto	Mechanische Schindelwerkstätte
Maulbetsch Paul	Herstellung von Rebpfählen
Müller Karl	Rechenmacher
Ruff Karl	Holzhandel
Stängle Gustav	Holzdreherei
Wacker Friedrich	Täferschindelherstellung

König Karl	Sattlerei
Kraft Emil	Sattler & Tapeziergeschäft

Edel Ludwig	Dachdeckerei
-------------	--------------

Bott Oswald	Gartengestaltung & Gartenbaubetrieb
-------------	-------------------------------------

Kull Wilhelm
Maulbetsch Karl

Malergeschäft
Malergeschäft

Ruff Adolf
Ruff Gustav
Treiber Karl jun.
Treiber Karl
Wacker Karl
Wacker Wilhelm

Schreinerei
Schreinerei
Bau & Möbelschreinerei
Schreinerei
Schreinerei
Schreinerei

Treiber Otto

Zimmermann

Keller Adolf
Kull Hermann
Schaible Friedrich

Maurergeschäft
Maurerhandwerk
Maurergeschäft

Keller Wilhelm

Schlosserei

Wacker Albert

Wagenerie

Kraft Ernst
Müller Karl

Treiber Eugen

Schmiedewerkstatt

Schmiede & Mechanischewerk-
stätte

Schmiede vom Vater übernommen

Bott Wilhelm
Vischer Friedrich

Branntweinbrennerei
Küferei & Mosterei

König Gustav
Lehmann Dieter

Installation & Flaschnerei
Elektro-Installation & Radio-
Reparatur

Ruff Karl
Seyfried Eugen Witwe

Omnibusreiseverkehr & Holz-
handel
Autoreparatur & Autovermietung

Walker Wilhelm

Uhrmacher

Walter Karl

Eisenwaren, Küchengeräte &
landwirtschaftliche Artikel

König Wilhelm
Merkle Friedrich

Müller Ernst
Ruff August
Stängle Gustav & Sohn Karl

Treiber Georg
Vischer Karl

Fuhrunternehmer mit LKW
Fuhrunternehmer, Milchfuhr-
mann

Fuhrgeschäft mit LKW
Fuhrunternehmer
Fuhrunternehmer & Autovermie-
tung

Fuhrunternehmer
Fuhrunternehmer

Tillmann Dr. Curt

Dobel Verlag

Auf zum Dobel!

Hellauf zum Dobel em Sonnafel,
Ihr Wanderer, jong ond alt!
Wo hönnt's ja em Ländle schöner fel'
Als dō hoba en Busch ond Wald!
Dō lachtet d'r Hemel so friedlich heut,
Dia Danna, dia wenket oim zua,
Ond d' Fengerhüt ladet mit ihrem Geläut
Ens Moos zuar behagliche Ruah.

Wer ströift dō durcha Eyhdal mit glädener Büche?
Dō schußt wohl a Jäger firo Fescht
En Hafa, a Rehle, en Hirsch - oder nix!
Ond deescht für dia Dierla ja 's Beicht.
Ond horch! balzt net drüba a Auerhah' grad?
Schau' schleicht jes d'r Held noch deam Platz.
Biff, Baff! - Hat-r-n troffa? 's wär freile ja schad.
Er brengt en! - Ha noi, 's ischt - a Kabl!



DOBEL, die Sonne des Schwarzwalds

Nach der Originalradierung von R. Nägeli-Stuttgart, im Besitz von H. Hauptlehrer O. Schöpfer-Dobel.

Juhelßal was ischt heut am „Volzemer Stol“?
Wer stürmt dō durcha Heidekraut?
Viel luschtige Menscha lend's, grauß ond klo',
Dia schpielet ond juchzet gar laut.
Ond such no', wie lauft's noch em „Klößbuche!“ nau,
Ans „Frauwäldle“ on au ans „Dor“?
Ond drussa, dō strömet's us em Dickicht rau,
Mit Brau'beer schein't's (so kommt mer's vor).

Am Bach felt würd glicht, well's Forella geit.
Ond dia lend gar guat, wenn ma' i' - kragt!
Ond kragt ma au koina, 's macht oinarweg Freud,
Ma' ischt - trotz em Ärger - vergnügt.
Ond zuht uf em Dobel d'r Wenter el'
Nō isch' dō bei Rauhreif ond Schnai
Mit Schi ond mit Schlitta no zeahmöl so fel',
Nō gfallt's uich no zeahmöl math. Gustav Schwegelbaur

Der Z u n d e l s c h n e i d e r .

Wenige sind es, die von der Existenz dieses uralten Waldgewerbes in unsern heimatlichen Wäldern noch was wissen. Ist der Kohlenbrenner, der Harzreißer und der Pottaschesieder mehr bekannt, dann kommt es daher, daß diese Gewerbe länger in unsere Zeit herein betrieben wurden. Auch alte Bilder halten die Erinnerung an sie noch wach.

Der Zundelschneider oder wie man auch öfters hören konnte der "Zundelfrieder" sammelte von den Waldbäumen die Schwämme (Zunderlöcherpilz genannt), den er den Zunderfabriken zum Herstellen der Feuerzunder und auch der Bekleidungsindustrie zum Füttern der Wämste lieferte. Um 1740 - 1800 war das Zunderschneiden in den Waldungen besonders stark betrieben worden, weil man in jenen Zeiten den Feuerzunder stark benötigte. Große Waldfrevel und das sinnlose Zerschneiden der Bäume verbot das Gewerbe. Gleichzeitig fingen die Zundelschneider noch das Wildern an, oder stahlen gutes Holz, das sie an Handwerker (Kübler, Faßbinder, Schindelmacher, Holzschuhmacher und Stöckelschneider = Holzabsatzmacher) weiterverkauften. Es waren durchtriebene Burschen, diese Zundelschneider

Wußte ein Forstmann in einem Wald keinen Bescheid - der Zundelschneider wußte ihn gewiß zu geben.

Der Harzer.

Gleich im Frühling wurde in den Tannen- und Fichtenwäldungen Harz gerissen. Jeder Waldbesitzer handelte nach Willkür in seinen Distrikten, und beriß mittelst eines besonders dazu verfertigten Instrumentes, die ihm tauglich scheinenden Stämme, indem er an jedem Stamm zwei bis vier Streifen von 2 1/2 Zoll Breite und drei Schuh Länge aus der Rinde des Baumes bis auf den Splint desselben der Länge nach herauschnitt. Die Anzahl der Riefen richtete sich immer nach der Stärke des Stammes, sowohl in Ansehung der Borke als des Durchschnittes des Stammes. Je rauher die Borke ist, desto mehr Harz hofft man zu bekommen.

Mitten im Juli unternahm der Wälder die zweite Arbeit, und kratzte mittelst des nämlichen Werkzeuges, dessen er sich zum Aufreißen der Borke bediente, das in den Riefen sich angesetzte und ziemlich fest gewordene Harz heraus, sammelte solches in Gefäße und brachte es nach Hause. Im Herbst wurde das Abkratzen wiederholt, zuweilen noch früher, so daß manches Jahr dreimal geharzt wurde. Auf einen Baum rechnete man im Durchschnitt 1 1/2 Pfund Harz, welches er jährlich lieferte, und dieses gab versotten halb soviel Pech.

Wenn im Spätjahr die Feldgeschäfte nachgelassen hatten, so wurde das, den Sommer über gesammelte Harz, versotten, wo es dann in reinem Zustande Pech hieß.

In einem kupfernen oder auch sehr dünn gegossenen eisernen Kessel, der oben mit einem Krampen versehen und an einer über zwei hölzernen Kreuze quer gelegten Stange befestigt war, wurden einige Maße Wasser geschüttet und

952

dann das Harz hineingegeben.

Der Kessel hatte einen Durchmesser von 3 1/2 Schuh, und mag deren drei zur Tiefe gehabt haben. Durch ein anfänglich sehr gelindes Feuer, suchte man die Materie allmählich zu erwärmen, bis eine verstärkte Hitze sie zum schmelzen und endlich zum kochen brachte. Um das Anbrennen der Masse zu verhüten mußte man besonders auf das Feuer achten und dieses so leiten, daß die Flammenspitzen blos den Teil des Kessels berührten, welcher mit Wasser bedeckt war. Dem Überlaufen suchte der Wälder dadurch zu begen, daß er nicht eher die Materie stark umrührte, als bis das Harz gehörig ausgesotten war und der Kessel vom Feuer abgehoben wurde. Nur selten und langsam wurde das Harz während dem Versieden mittelst eines Stockes umgerührt, da es bei starkem Umrühren rasch in die Höhe stieg und überzulaufen drohte. Wenn der Sud beendet war, ließ man das Harz einige Minuten erkalten, rührte es alsdann gut durcheinander und nun war es zur eigentlichen Reinigung vorbereitet. Diese wurde durch Auspressen mittelst einer sehr einfach eingerichteten, aber zu diesem Zwecke sehr vollkommenen und bequemen Presse vorgenommen.

Die Presse hatte sehr viel Ähnlichkeit mit unserer gewöhnlichen Baumkelter, nur war sie kleiner. Eine künstlichere Presse war unnötig, da diese alles leistete, was von ihr gefordert wurde, überdies war sie wegen ihrer Einfachheit billig. Sie war ganz aus Holz und wurde von den Bauern selbst verfertigt. Zur Zeit des Harzsiedens wurde sie an dem dazu bestimmten Platze aufgeschlagen, und nach Beendigung des Geschäftes wieder abgebrochen.

War also das Harz vom Feuer gebracht, und während gelindem Umrührens etwas abgekühlt, überhaupt zum Auspres-

sen gehörig vorbereitet, so schöpfte man solches, mit einem hölzernen Schapfe, in einen von lockerem Tuche gefertigten Sack, der jedoch vorher ins Wasser getaucht werden mußte, um durch das Ankleben des Harzes zu vermeiden. Der Sack wurde soweit angefüllt, daß noch hinlänglich Raum übrig blieb, um ihn gut zubinden zu können. War dies geschehen, so wurde er in den Trog der Presse gelegt und mit dem Preßbaum, der von einigen Personen herabgedrückt wurde, ausgekeltert. Dann füllte man den Sack wieder und fuhr so fort bis der Kessel leer war. Die Reste, welche im Sack zurück blieben, wurden besonders aufgehoben und konnten noch einmal ausgesotten werden, wo sie noch einiges Pech lieferten. Die Überreste oder sogenannten Pechkrieven waren nichts anderes als das zellige Gewebe, in dem sich das Harz befand und waren mit Splittern und Tannennadeln untermischt. Selten wurden diese Krieven nocheinmal ausgekocht, aber sie wurden zum brennen des Kienruses benutzt. Beim Auspressen sammelte sich das Pech in Tonnen, welche vor den Preß- oder Pechtrog gestellt wurden.

Daß der Harzriß dem Holze ungemein schädlich war konnte bei gehöriger Untersuchung von Niemand in Abrede gestellt werden, wenn die Bäume noch fortwachsen sollten. Die schönsten Stämme wurden oft durch einige Harzrisse in der Folge zu Nutzholz ganz unbrauchbar, da das Holz, soweit sich der Riß herabzog, einige Zoll tief, morsch, dürr oder stickigt wurde. Die aus solchen Stämme geschittene Borde und andere Sägewaren konnten nicht als Kaufmannsgut abgesetzt werden, sondern mußten als Ausschuß verkauft werden. Das Harzreißen war also sehr schädlich. Wenn man aber das Harzen nach Grundsätzen behandelte war es sehr

264

einträglich. Sollte das Harzen besonders einträglich sein, so war es unumgänglich notwendig, daß der ganze Walddistrikt möglichst in Schläge, so eingeteilt wurde, daß der jährlich abzutreibende Schlag von dem nächsten noch stehenden wieder besamt wurde und auf diese Art ein gleichförmiger Umtrieb im Harzreißen und Abholzen erhalten wurde. Auf diese Art war jeder Schlag 4 - 6 Jahre hindurch auf Harz zu benutzen und nach dem letzten Harzen, konnte die Abtreibung des Schlages vorgenommen werden.

Wenn man in einem Zeitraum von 4 - 6 Jahren durch Anreißen der Bäume harzen wollte, so wars auch für die Bäume nicht allzuschädlich.

Wenn man aber die Harzreißer ganz nach Gutdünken schalten und walten ließ, so entstand nie wieder gutzumachen-der Schaden- darum waren auch die Harzreißer beim Forstmann nicht gerne im Walde gesehen.

Um 1790 gab es in unseren Waldungen keine Harzer mehr.

Der Pottaschesieder.

Es ist anzunehmen, daß es der Pottaschesieder mehrere gewesen sein müssen, die aus den umfangreichen Waldungen der Gemeinde Dobel ihre Rohprodukte holten.

Die aus Pflanzen gewonnenen salzartigen Stoffe - das Laugensalz genannt - werden durch besondere dazu eingerichtete Siedereien aus Pflanzenasche gewonnen und werden nur in holzreichen Gegenden gewonnen. In seinem rohen Zustand ist das Laugensalz von schwarzbrauner Farbe. Nach dem Kalzinieren wird es weißlich.

Zur Pottaschebereitung benutzte man Pflanzenasche. Je älter diese war, desto mehr Kali nahm sie auf.

In holzreichen Gegenden gibt es viele Stoffe, die Asche liefern können. Dazu gehören besonders: Stumpen, Wurzeln, Reis, Rinden, Späne, abgestandene Bäume, faules Holz, Forstunkräuter, Farn, Ginster, Moos, Heidekraut. Die Gewinnung der Pottasche aus den rohen vegetabilischen Aschen geschah durch Hilfe der Chemie auf nassem Wege. Die drei verschiedenen Arbeiten, deren man sich dabei bediente, bestanden im Auslaugen der Asche, im Versieden der Lauge und Kalzinieren der erhaltenen rohen Pottasche.

In einer Siederei wo 9 Laugenfässer gebraucht wurden, konnte man schon mit ziemlichem Nutzen arbeiten. Es waren alsdann drei Kessel nötig, und zwei Personen konnten das Geschäft besorgen.

Die Laugenfässer machte man zwei Fuß weit, und eben so hoch, jedes hatte einen doppelten Boden, wovon der eine durchlöchert und drei bis vier Zoll von dem eigentlichen Boden entfernt war, zwischen beiden Böden war ein Za-

pfen oder Hahnen angebracht. Solche Fässer standen immer drei auf einem Gerüste, unter ihnen befand sich eine andere Bütte, worin sich die Lauge sammelte.

Man bediente sich zur Auslaugung großer hölzerner Mulden. Sie wurden von starken Tannen gefertigt und bekamen eine Länge von 15 - 18 Schuh. Inwendig der Länge der Mulde nach, befanden sich 1 1/2 Zoll weite Löcher, jedes 2 Schuh vom andern entfernt. Diese Löcher waren mit Sturzblech ausgefütert und ergossen sich in eine andere Mulde, welche sich unter der ersteren befand und in die Erde eingegraben wurde. Solcher Mulden standen gewöhnlich drei oder mit den eingegrabenen gerechnet sechs in einer Siederei beisammen.

Zum Versieden wählte man Kessel von Gußeisen oder Sturzblech, jene erforderten allerdings mehr Brandstoff, verbrannten aber nicht so rasch wie diese. In hiesiger Gegend traf man lauter gegossene Kessel von 30 Zoll Weite und 18 - 20 Zoll Tiefe an, in welchen bis zu 30 Jahren gesotten werden konnte.

Die Kessel mußten so eingemauert werden, daß alle drei nur ein Feuer zur Erhitzung nötig hatten. Zwei waren daher nebeneinander, zwischen ihnen ging der Feuergang unten durch. Der dritte befand sich hinter diesen, und seinen Herd mußte man 10 - 14 Zoll erhöhen, so daß das Feuer von den beiden vorderen Kesseln bequem unter ihm durchziehen konnte. Die beiden ersten Kessel dienten zum Versieden der Lauge, der dritte hingegen zur Erwärmung des Wassers.

Ehe die Asche ausgelaugt wurde befeuchtete man sie mit Wasser und ließ sie 12 Stunden liegen, dann wurden die durchlöcherten Böden der Laugenfässer oder die Tröge mit Stroh oder Moos, Ginster oder Heide belegt, die Asche zu zwei Drittel fest eingestampft, und die ersten drei

Fässer mit heißem Wasser aufgefüllt. Die abfließende Lauge, welche sich in dem untergestellten Zuber sammelte, schöpfte man in die nächsten drei Fässer, wo sie sich merklich verstärkte und von da brachte man sie endlich auf den letzten Äscher. Hatte man Tröge, so brachte man die Lauge vom ersten auf den zweiten und von diesem auf den dritten. So wurde nun mit dem Auslaugen fortgefahren, bis endlich das Wasser wenig alkalische Teile durch den Geschmack bewiesen hatte. Der schwache Abfluß hieß arme Lauge und wurde zum Aufgießen auf einen frischen Äscher benutzt. War die Lauge durch öfteres Aufgießen stark genug, so daß der Zentner nach gehöriger Eindickung etwa 12 1/2 - 14 Pfund rohe Pottasche gab, so wurde die Versiedung vorgenommen. Diese geschah nun in den beiden tiefer eingemauerten Kesseln. Beide wurden mit Lauge angefüllt und das abdunstende Wasser des einen aus dem andern ergänzt, dieser aber mit frischer Lauge angefüllt, wozu man mit großem Vorteil Tropfbütten gebrauchen konnte, die man auf den Rand der Kessel setzte, mit Lauge anfüllte und ihren Hahnen so öffnete, daß etwa soviel Lauge in den Kessel tropfte, als aus demselben Feuchtigkeit verdunstete. Wenn man keine Lauge mehr hatte, so setzte man das Kochen so lange fort, bis sich in dem einen Kessel, der immer noch aus dem andern, so lange Lauge vorhanden war, aufgefüllt wurde, die rohe Pottasche in Gestalt einer schwarzen Kruste ansetzte, welche nun herausgeklopft, oder durch ein verstärktes Feuer, wobei man sich aber in Acht zu nehmen hatte, daß der Kessel nicht zertrümmerte zum Abspringen gebracht werden konnte. Durch diese beiden Arbeiten, nämlich durch Auslaugen und Eindicken erhielt man auf dem nassen Wege das Kali,, doch war es noch mit vielen öligen und unreinen Teilen vermischt, von welchen es durchs Ausbrennen im Kalzinierofen, also auf trockenem Wege befreit werden mußte. Ehe man das Kalzinieren

988

vornahm, mußte der Ofen zweimal 12 bis zweimal 18 Stunden mit trockenem Holz erwärmt werden. Waren keine schwarzen Flecke_n im Feuergewölbe mehr bemerkbar, so brachte man drei Zentner rohe Pottasche mittelst einer flachen mit einem kleinen Rande versehener Schaufel von Sturzblech, auf den Kalzinierherd, verbreitete alles gleichförmig auf demselben, und verstärkte alsdann das Feuer in beiden Feuergängen. Die Flamme stieß nun an dem flachen Gewölbe an, und erreichte mit ihren Spitzen die Pottasche, welche von Zeit zu Zeit umgearbeitet werden mußte. War die Pottasche nicht gut ausgetrocknet, so fing sie bald an zu zerfliegen, man mußte dann die Öffnung des Kalzinierherdes mit einem angebrachten Türchen verschließen, oder in Ermanglung dessen ein Stück Holz davor spannen. Nach 18 - 24 Stunden ist die Kalzination beendet. Man ließ das Feuer allmählich abgehen, zog endlich mit einem Haken die Pottasche aus dem Ofen heraus und packte sie gleich in Tonnen. Im Durchschnitt rechnete man 14 - 16 Pfund, die von einem Zentner Pottasche beim kalzinieren verloren gingen.

369

Der Kohlenbrenner vom Dobel.

Der Kohlenbrenner ist gestorben - vielleicht wanderte er auch fort in die weite Welt - keiner weiß wohin!

Eines blieb der Name Kohlgrube, was soviel heißen will, als daß der Köhlerplatz in einer Waldvertiefung einer Grüb oder Grube gelegen haben mag.

Und wie handierte der Kohlenbrenner vom Dobel?

Die alten Kohlstätten lagen entweder steil am Hang, dann wurden Kohlpritschen angelegt, welche an den Steilhängen von Bäumen unterstützt waren, oder sie lagen zu ebener Erde mitten im Wald, geschützt durch Bodenerhebungen vor dem Wind. Nicht selten hingen sie auch hoch oben über Felsen oder Schrofen.

Wie bekanntlich entsteht die Holzkohle, wenn verbrennliche Körper in einem Raume verwahrt, wo die freie Luft nicht hinzutreten kann, durchglüht werden. So lange die Kohle in einem solchen verschlossenen Raum sich befindet, ist sie sehr feuerbeständig - in freier Luft angezündet, verbrennt sie mit heller bläulicher Flamme und läßt eine reine Asche auf der Kohlstätte zurück. Weder Öle, Weingeist noch Wasser sind fähig die Kohle aufzulösen - nur von den Säuren wird sie angegriffen und von konzentrierter Salpetersäure aufgelöst.

Der Fäulnis widersteht die Kohle ganz und gar, was man am besten auf den alten Kohlplatten im Wald heute noch unschwer feststellen kann.

Wenn die Kohle in geschlossenen Gefäßen durchglüht, und die aus ihr während dieser Operation sich entwickelnden flüch-

tigen Körper aufgefangen werden, so erhält man Kohlensaures- und Wasserstoffgas. Sie besitzt übrigens eine besondere Affinität gegen empyreumatische ölige Körper, und wird daher benutzt, um solche Flüssigkeiten davon zu befreien, und sie gegen das Anbrennen zu schützen. Zur Reinigung des Wassers, des Branntweins und fauler Körper ist sie ebenfalls zu benutzen, sowie auch zur Verbesserung der Luft. Hauptsächlich dient die Kohle zur Unterhaltung eines guten Schmelzfeuers, also zur Schmelzung der Erze und Wiederherstellung der Metalle aus ihren Kalken, sie dient übrigens noch zu manchen anderen Zwecken, besonders kann sie auch zum Polieren horn- und knochenartiger Körper gebraucht werden.

Wenn die freie Luft auf angezündete Kohle wirken kann, so geraten sie in Glut und Flamme, die von bläulicher Farbe, hell, weit feiner und von stärkerer Hitze ist, als die vom Holze.

Solange die Kohle von atmosphärischer Luft umgeben ist, also Sauerstoff aus derselben anziehen kann, welcher sich mit dem Kohlenstoff zu Kohlensäure verbindet und durch seinen Wärmestoff die Glut der Kohle vermehrt, brennt diese solange fort, bis kein Kohlenstoff mehr vorhanden ist.

Da die Metalle verkalken, indem Sauerstoff mit ihrer metallischen Substanz sich verbindet, und dadurch das Gewicht des Metallkalkes beträchtlicher wird, als das Metall, woraus er entstand, vor der Verkalkung hatte. So kann durch die Kohle, vermöge ihrer Neigung zum Sauerstoff, derselbe den metallischen Kalken entnommen und sie wieder als Metalle hergestellt werden.

Die Köhler bedienen sich immer der alten Kohl-

371

platten, deren man viele rechts und links der Straße und auf dem Gebirge antraf. Die meisten waren von Abgängigem und Lagerholz an die Hänge der Berge angebaut, wo mehrere Stämme von gehöriger Größe in einer horizontalen Lage zusammengefügt, eine ebene Fläche bildeten, die von Felsen oder hölzernen Stützen getragen wurden.

Diese flache Erdstelle ist mit Kohlenerde zwei Schuh tief bedeckt, und verflacht sich allmählich, so daß der Mittelpunkt der höchste der Rand aber der niedrigste Teil derselben ist.

Wenn das Holz zum Verkohlen gehörig aufgemacht und abgemessen war, so wurde es durch die Schlittenwegen oder Riessen bis zur Kohlplatte gebracht. Diese hierauf rein abgefegt und zu Anlegung des Meilers vorbereitet. In der Mitte der Kohlplatte wurde ein mit Tannenreis umwundener Pfahl der etwas höher war als der Meiler werden sollte, eingeschlagen und um diesen als dem Mittelpunkt auf der Kohlplatte, ein Zirkel, dessen Durchmesser so groß war, als der Kohlenmeiler werden sollten mit einer Hacke auf der Erde bemerkt.

Um den mit Tannenreis umwundenen Pfahl, oder Wisch genannt, stellte der Köhler das Holz, und zwar das stärkste zuerst, fast senkrecht auf, so daß das dicke Ende der Scheiter und Klötze immer in die Höhe zu stehen kam. Auf diese Art fuhr er fort, das Holz im Kreis herumzustellen, und suchte dabei immer die leeren Zwischenräume mit kurzem Prügelholz und Spänen auszufüllen bis er endlich die eingezeichnete Peripherie des Meilers erreicht hatte, wo er alsdann auf diese Schichte von Holz sogleich eine zweite nach vorgeschriebener Art aufsetzte, doch die längsten Scheiter um den Wisch herum stellte - nach und nach aber

immer kleinere und zuletzt die kleinsten nahm, so daß der Meiler die Gestalt einer Halbkugel bekam. Die Lücken, welche sich auf der Oberfläche zwischen dem Holz zeigten, wurden mit kurzen Prügeln und Spänen ausgefüllt und abgeebnet, alsdann der ganze Meiler mit einem dicken Rasendach oder Rasendecke verwahrt und diese einen halben Schuh dick mit Kohlerde, die man satt andrückte, überdeckt. Der Köhler stach nun mit einer zwei Zoll dicken zugespitzten Stange 2 - 3 Fuß vom Wisch entfernt, tief abwärtsgehende Löcher in den Kohlenhaufen bis auf das Holz hindurch. Die Löcher wurden im Kreis herum gestochen, und jedes war $5/4$ Schuh vom andern entfernt. Einen Schuh unter diesen Reihen von Löcher stach er die zweite und oft noch die dritte, sobald dies geschehen, zündete er den Wisch, der herausschaute, an, und legte Späne und Reisholz zu. War der Wisch in den Meiler hinabgebrannt, so füllte er die Öffnung, welche nun Fülloch hieß mit Spänen auf, und wartete bis diese gehörig in Brand geraten waren, wo er das Fülloch mit Rasen, Moos und Erde verschloß. Die eingestochenen Löcher fingen nun an, dick gräulichweiß zu rauchen - nach einigen Stunden dampfte die obere Reihe Löcher hellbläulich. Das Loch wurde nun geöffnet, mit Spänen angefüllt und verschlossen, wo sich sogleich der dicke Rauch wieder einstellte.

So oft nun der Rauch hell wurde, öffnete man das Fülloch, stieß die verbrannten Späne mit einer Stange zusammen, füllte dasselbe mit frischen Spänen auf und verschloß es dann gehörig. Sobald das Holz zu verkohlen anfing, wurde nur alle 6 - 8 Stunden das Fülloch mit Spänen versehen. Wenn die Löcher in der oberen Reihe, des Nachfüllens ungeachtet, nicht anhaltend dicht dampften, sondern dünn, hellblau wieder zu rauchen anfangen, dann stach

973

der Köhler einen Schuh unter der letzten Reihe Löcher, eine neue Reihe und verschloß die oberste Reihe mit Erde.

So wurde fortgefahren, je nach Erforderung das Loch mit Spänen versehen, eine Reihe Löcher zugeschlagen, oder eine neue eingestochen. Wann das Holz allmählich verkohlte und dadurch einen kleineren Raum, als es vormals hatte einnahm, trat der Köhler von oben herunter den Meiler zusammen. Dies war nötig, damit die entstandenen und neu mit Luft aufgefüllten Zwischenräume zerstört wurden, weil sonst - wenn sich die Luft erwärmte und ausdehnte - der Meiler dadurch zersprengt worden wäre.

Bei heißen Tagen würde die Erde öfters mit Wasser benetzt und bei stürmischem Wetter die Seite, wo der Wind herkam, mit einer Wand von Reis verwahrt. An Stelken, wo das Holz noch nicht ganz verkohlt war, wurden mehrere Löcher gestochen, und solche offen erhalten, bis man Zeichen der gehörigen Verkohlung wahrnahm.

Bekam der Meiler zuweilen Ritzen, so wurde schnell das Loch geöffnet, die Risse wieder zugemacht, das Fülloch mit Spänen aufgefüllt und mit der gewöhnlichen Behandlung wieder fortgefahren. Löschte der Kohlenhaufen aber bei starken Regengüssen oder sonst von selbst aus, so wird er wieder angezündet. Barst er, so blieb kein anderes Mittel übrig, als mit Wasser zu löschen, die Kohlen vom Holz abzulesen und letzteres in einem neuen Meiler zu verkohlen.

Wenn der Köhler mit der letzten Reihe Löcher ein Viertel Schuh von der Erde entfernt war, so ließ er nach und nach, wie die Verkohlung vor sich ging, die beiden oberen Reihen abgehen, bis auch die letzte zugemacht werden konnte. Der Meiler blieb noch 5-6 Stunden unberührt stehen, dann wurde das Erd- und Rasendach abgenommen und auf

die Seite gebracht - die Kohlplatte wurde am Rande gesäubert - der Kohlhaufen zusammengerissen, die Kohle gemessen, abgeführt und die Platte gereinigt.

Nach dem Verkohlen blieben spannenlange unverkohlte Brände übrig, die der Köhler auf die Seite warf und bei einem andern Kohlenmeiler benützte um die leeren Zwischenräume damit aufzufüllen.

So viel über die Kohlenbrennerei - beschrieben von K.F.V. Jägerschmid, Oberforstmeister zu Gernsbach anno 1798.

.....

975

Der Schutzpatron der Dobler Kohlenbrenner.

Wie jedes andere alte Handwerk, so hatten auch die
Holzkohlenbrenner ihren Zunftpatron - es war der
Heilige Florian.

Den haben sie angerufen, sobald der Meiler in Brand
gesteckt wurde. Denn es stak doch in dem aufgetürmten
Holzhaufen das ganze Glück und viel Arbeit. Glückte der
Brand nicht, so war alle Müh'vegebens. Vom Gelingen
des Brandes hing alles ab. Daher empfahl man den Holzkoh-
lenmeiler dem Schutzheiligen der Kohlenbrenner, dem
hl. Florian.

Ehe der Kohlenbrenner mit dem Feuerstein und
dem Zunderschwamm das Feuer entfachte, faltete er die
Hände und betete:

"Heiliger Sankt Florian
jetzt fang ich zu brennen an.
Hilf mir wohl mit deiner Kraft,
die Gutes will und Gutes schafft."

Ein anderes Sprüchlein lautet:

"Sankt Florian hab acht, ich fang jetzt an (on)
Hilf Du mir, heiliger Patron
Vom Feuerausbruch mich verschon.
Lass mich je jedes Flämmle sehn,
das will durch Erd und Wasem gehn!"
Hilf, daß das Holz jetzt gut verkohlt.
Hilf, daß es nit der Teufel holt. Amen".

976

Dann erst steckte er den Meiler an. Prasselnd und krachend schlugen die Flammen in die Höh; doch nur kurze Zeit, dann fings zu qualmen an. Wenn der Rauch dünner und weißlich wurde, dann war es in der Zeit, den Brand abzudecken und die Zuglöcher einzustoßen. Damit regelte er den Brand und förderte den Verkohlungsprozeß. Von jetzt an durfte der Holzkohlenmeiler Tag und Nacht nicht mehr unbewacht bleiben, denn durch einen Feuersausbruch wäre der Meiler statt verkohlt - verbrannt und das Unglück wäre vollkommen gewesen, die Arbeit vergebens.

So hatte jeder Kohlenbrenner seine Köhlerhütte in nächster Nähe des Haufens, mußte genug Wasser zur Hand haben. Letzteres war auf unseren Höhen nicht so einfach, daher gruben die Köhler sogenannte "Kohlensachen". Später als das Tal von Bäumen und Gestrüpp geächtet war, zogen die Köhler von der Höhe ins Tal. Die Dobler an die Eyach, die Rotensoler und Neusätzer ins Alb- und Holzbachtal.

Im 16., 17. und 18. Jahrhundert stand die Kohlenbrennerei in großer Blüte. Die fertige Kohle wurde in die benachbarten Hammerschmieden im Enztal, Albtal und später in den dortigen Eisenhammer geliefert. Das Kohlholz wurde damals spottbillig erworben, so daß der Verdienst fast ein 100 % iger war.

377

Vom Kienrußbrennen.

Diese Handierung wurde neben dem Harzreißen getrieben. Man benutzte dazu, die beim Harzen übrig gebliebenen Pechkriegen und verbrannte sie in besonderen Öfen, in denen mittelst einer besonderen Einrichtung der Rauch aufgefangen werden konnte. Es waren sogenannte Rußöfen, die bis 1800 in unsern Wäldern anzutreffen waren.

In der sogenannten Rauchkammer hing ein Stofffetzen, der den Rauch auffing. Dieser wurde abgeklopft und der Kienruß zusammengenommen.

Jährlich vermochte der Kienrußbrenner etwa 44 Zentner Kienruß à 25 Gulden und für 3 Gulden Asche zu verkaufen.

Die Flößer nahmen den Kienruß mit auf den Handel. Verwendet wurde er zum Schwärzen von Leder.

978

Vom Leineweber 1844.

Das Oberamt gab am 13. Januar bekannt, es sei zur Sprache gekommen, daß bei der Kontrollierung der Leinwandweberei die zünftigen Weber in einzelnen Orten schärfer auf die erlassenen Vorschriften hingewiesen würden als die unzüftigen. Weiter seien Klagen darüber laut geworden, daß bei der Aufnahme der Gewerbesteuerkataster die unzüftigen Weber verhältnismäßig leichter als die zünftigen angelegt würden. Die Ortsvorsteher und die Steuersatzbehörden wurden daher angewiesen, diese Mißbräuche ohne Verzug abzustellen. Auch sei die gesetzlich vorgeschriebene Untersuchung über das Vorhandensein der Bedingungen des unzüftigen Betriebes der Leinwandweberei stets mit Gewissenhaftigkeit vorzunehmen.

Löffel-und Nagelschmiede anno dazumal.

Um dieselbe Zeit, als der Zunderer den Betrieb einstellen mußte, kamen in unserer Gegend die Holzlöffel aus der Mode. Lange Jahre hindurch nahmen sie die Kinzig-Murg und Enztaflößer als Beipackung auf ihren Flößen mit zu den großen Holzstapelplätzen am Rhein. Von dort wurden sie durch Träger im Hausierhandel landeinwärts getragen. Auch die Holländer löffelten ihre Suppen aus Schwarzwälder Holzlöffeln. Die vornehmen Leute bedienten sich indeß in selbiger Zeit bereits der Silberlöffel oder der beliebten Hornlöffel. Sächsische Holzhauer, die man vor 250 Jahren hierher in den Schwarzwald kommen ließ, um das Fällen von Holz wirtschaftlicher und rentabler vorzunehmen, als die früher eingewanderten Tiroler und Jnntäler Holzknechte, brachten den Blechlöffel zu uns. Kleine Eisen-und Hammerschmieden, die zur Herstellung des Blechlöffels das Zaineisen lieferten, gabs überall. So tat sich um 1746 eine "Zunft der Löffelschmiede" im Schwarzwald auf, die in der Herstellung der Löffel den Sachsen noch über war, weil sie das Verzinnen geschickter handhabten und dem Löffel die längliche Form gegeben hatten - zwei Momente, die den Schwarzwälderlöffel beliebter machten, als den runden Sachsenlöffel. Wieder waren es die Flößer, die die Erzeugnisse des Löffelschmieds auf ihren Fahrten mitgenommen haben. Der verzinnte Löffel soll in Holland das beliebte Tauschobjekt für Bohnenkaffee gebildet haben. So liest man wenigstens in den "Erinnerungen eines Holländer Flöbers".

Etwas 50 Jahre früher als die Löffelschmiede

etablierten sich die Nagelschmiede bei uns. Die Zunft der Nagelschmiede war überall da anzutreffen, wo der Verkehr pulsierte. Handgeschmiedete Hufnägel, "Dachnägel", Lattnägel und später "Schuhköpfe" waren stark gefragt. Auch der Nagler verarbeitete dünnes Zaineisen aus den heimischen Eisenhämmern. Saßen die Nagelschmiede durchweg draußen in den Dörfern, so war ihre Zunft allein in der Stadt lokalisiert. Auf dem Dorfe wurde ein Zunftverband nicht geduldet. Ein Handwerksbursche aus der Albrucker Gegend soll die Kunst des Nagelschmiedens zu uns getragen haben. Die Heimat der Nagelschmiede ist die Grafschaft Hauenstein, wohin das Handwerk aus der nahen Schweiz gekommen war.

Im Wege der Hausindustrie kamen die Nägel in den Handel. Auf den Wochen und Jahrmärkten standen die Nagelhändler mit ihren vielfächerigen Kästen und boten die Ware dem Landvolk an. Wer als Nagelschmied auf dem Handel erwischt wurde, dem wurde der Nagelbock und das Hämmerlein auf ein Jahr weggenommen. Auf dem Wege des Schleichhandels, den man in der Flößersprache "Höckerei" nannte, kamen zwar die guten Nägel aus der Grafschaft Eberstein, dem Klostersprengel Herrenalb und Alpirsbech dennoch in Worms, Speyer, Straßburg und überall da, wo die Floßknechte auf kurze Zeit angebunden hatten oder den Holzreichtum ihrer heimatlichen berge absetzten, trotzdem unters Volk. Dafür tauschte man Stoffe, leichtes Schuhwerk und andere Bedarfsartikel, die das Leben bequemer machen konnten.

Bei den Alten hört man hie und wieder eine Redensart, die an die Nagelschmiede erinnern kann. Schauen mehrere Personen zu gleicher Zeit aus dem Fenster heraus (-"es hängen viele Köpfe am Kreuzstock"-), so hört man:

"Gen weg, sunscht meint ma, do dät en Nagelschmitt hause".
Denn man errechnete den kargen Verdienst der nicht allzu
wohlhabenden Nagelschmiede nach der "Kopfzahl" der Nagler=
familie. Je mehr Kinder er hatte, desto flotter und ein=
träglicher war der Betrieb.

Mühlen um den Dobel herum.

Der Mühle gebührt der Ruhm, die erste und durch Jahrhunderte hindurch fast die einzige mechanische Einrichtung gewesen zu sein, durch welche die Natur gezwungen wird, für den Menschen ganz bestimmte Leistungen zu vollbringen, bei welchen er selbst weiter nichts zu tun hat, als die für den vorgesehenen Arbeitsprozeß erforderlichen Einrichtungen zu schaffen, den Arbeitsgang vorzubereiten und zu überwachen. Es liegt eine Anerkennung des Vorranges der Mühle auf diesem Gebiet darin, wenn lange Zeit alle mechanischen und maschinellen Einrichtungen verwandter Art kurz als "Mühlen" bezeichnet wurden, auch wenn ihre Arbeit mit der Tätigkeit der Mühle gar keine oder doch nur lose Beziehungen hatte.

Die Mühle hat der Industrie gezeigt, wie man die Wasserkraft in den Dienst der Arbeit stellen kann. Die Industrie war eine gelehrige, aber auch eine recht undankbare Schülerin. Sie hat sich dank dieser billigen Hilfskraft so rasch entwickelt, daß gar bald die noch freien Wasserkräfte für ihre zahlreiche Betriebe nicht mehr ausreichten. So wurde sie zur stärksten Wettbewerberin der Mühle um die Ausnützung dieser Kräfte, und da die Industrie über größere Kapitalien verfügte und auch die Wasserkräfte besser und sorgfältiger auszunützen verstand als die einfache Mahl- und Kundenmühle, so unterlag diese gar häufig in diesem ungleichen Kampf. Die Fabrik hat ihr buchstäblich das Wasser abgegraben, das ihr bisher in verschwenderischer Fülle allein zur Verfügung stand. Wo einst in scheinbar ewig gleichem Rhythmus eine Mühle klapperte, da

hören wir jetzt das Pochen der Hämmer, das Surren der Maschine. Aber auch auf andere Art ist die Industrie zur Totengräberin mancher alten Mühle geworden. Die Industrialisierung brachte eine Umgestaltung der wirtschaftlichen Struktur unseres Volkes. Der Agrarstaat wurde zum Industriestaat. Auf dem Ackergelände erhoben sich Fabriken und Wohnhäuser für die vielen Arbeiter, die um die Industriemittelpunkte sich zusammenballten. Zum Verluste des Betriebstoffes, des Wassers, gesellte sich für viele Kundenmühlen auch noch der Mangel an Rohstoff; der Arbeiter verfügte über kein Getreide; er benötigte aber Mehl. Dies lieferte ihm der Mehlhändler, der es meist von den Kunst- und Großmühlen bezog, die auf einen solchen Massenverbrauch eingestellt waren, die aber in ihrer ganzen Betriebsweise mehr zu Fabriken als zu den Mühlen gerechnet werden müssen. So stuzte um die Jahrhundertwende ein Sterben der alten Kundenmühlen ein. Was nicht unterging, kam häufig in die Hand von Gemeinden und industriellen Unternehmungen, die sich auf diese Weise das Wasser und die so wertvoll gewordenen Wasserkräfte sichern wollten und sei es auch vorerst oft nur zu dem Zwecke, um von vornherein jeden Streit und Hader um diese Güter die Spitze abzubrechen. Von den rund zwei Dutzend Mahlmühlen, die im Laufe der Jahrhunderte an der Alb und ihren Seitenbächen im Betriebe waren, arbeiten heute nur noch zehn, die andern vierzehn haben ihre Mahltätigkeit eingestellt zum Teil hat der Feuertod ihr Ende beschleunigt. Von den abgegangenen Mühlen sind einige beinahe spurlos verschwunden; bei andern stehen die Gebäude noch ganz oder zum Teil, aber ihre Räder stehen still. Die Räume dienen heute anderen Zwecken oder sind von Fabrikgebäuden abgelöst worden. Manchmal haben sich auch Mühlen von sich aus umgestellt

937

oder haben sich einen Nebenbetrieb angegliedert, so sind einige zum Gastwirtschaftsbetrieb übergegangen. Wegen ihrer herrlichen Lage in weltabgeschiedener Einsamkeit, umgeben von Wasser, Wiese und Wald, sind sie für eine solche Umstellung in ganz besonderer Weise geeignet. Aber auch was erhalten geblieben ist, hat viel von dem alten, gemütlichen Betrieb verloren. An Stelle des klappernden Mahlganges ist der Walzenstuhl getreten, und das malerische Wasserrad, das trauliche Symbol und Wappen der alten Kundenmühle, hat häufig der Turbine weichen müssen, die eine sorgfältigere Ausnützung des sparsamer gewordenen Wassers ermöglicht. Wir haben aber noch manche Mühle in unserem schönen Albtale und in den Seitentäler der Alb, die eines Besuches wert erscheint; aber auch was verschwunden ist, erweckt noch unsere Teilnahme durch seine reiche Geschichte und sein tragisches Geschick. Was sich geändert hat, ist uns ein Beispiel für die Anpassung an die Forderungen der Zeit. Wir schließen auch die Sägmühlen mit ein, da sie betriebsmäßig und schicksalhaft sehr oft innig mit den Mahlmühlen verbunden sind.

Sie breiteten sich rasch aus, und bald wurde es allgemein üblich, das Werkholz nur als Schnittware, für die genaue Maße vorgeschrieben waren, in den Handel zu bringen. Dadurch wurde die Errichtung von Sägmühlen im Gebiet der Alb wie auch im Murggebiet sehr gefördert, weil hier ein alter Holzhandel zu Hause ist. Schon im Jahre 1294 überließ Bethold von Straubenhart, dessen Burg oberhalb Neuenbürg lag, seinen Wald um Dobel, den er von den Grafen von Eberstein zu Lehen trug, an eine Reihe von Gernsbacher Bürgern zur Gewinnung von Nadelholz. Wie stark der Holzhandel betrieben wurde, geht aus einer Klage des

des Abtes von Herrenalb hervor, der sich im Jahre 1479 beschwerte, daß der Loffenauer Gemeindewald verhauen und verwüstet sei. Im Jahre 1372 erbauten die Herren von Straubenhart eine Säg-mühle an der Enz. Im Salbuch der Graf-schaft Eberstein aus dem Jahre 1386 wird am Dobelbach eine Mühle erwähnt, vermutlich war es die Säg-mühle, die unweit der Einmündung des Dobelbaches in die Alb lag. Um dieselbe Zeit scheinen auch die Mönche von Herrenalb die Plotzsäg-mühle angelegt zu haben, so daß wir ihr ein Alter von über 500 Jahren zubilligen dürfen. Auf sicheren Boden treten wir mit dem Jahre 1508, wo auf Loffenauer Gemarkung eine Säg-mühle an der Alb erwähnt wird, womit wohl nur die Plotz-säg-mühle gemeint sein kann. Von 1508 - 1582 hatte sie das Kloster an die Bewohner von Loffenau verliehen, dann kam sie lehensweise an Gernsbacher Bürger, unter denen sich auch Jakob Kast befand. Im Jahre 1634 wütete die Geißel des Krieges im oberen Albthal, und den Plünderungen und Zerstörungen folgte die Pest. Wir sind deshalb nicht er-staunt, wenn es im Jahre 1671 heißt, daß die Mühle seit 37 Jahren keinen Zins mehr eingebracht habe. Im genannten Jahre wurde sie an Loffenauer und Dobler Bürger verliehen, Die Gernsbacher Schiffer behielten sich das Rückkaufsrecht vor. Die Plotzsäg-mühle hat sich als Kunden-Säg-mühle in un-sere Tage hereingerettet, nicht zuletzt infolge ihrer sehr gut gewählten Lage. Bei der Mühle überschreitet der Weg, der von dem großen Waldgebiet um den Dobel kommt und über den Paß von Zieflesberg zieht, die Alb, um über den Paß vom Rißwasen nach Loffenau und Gernsbach weiterzuziehen, dessen Bürger nach den Verträgen von 1294, 1296 und 1335 die Ausnützung der Wälder um Dobel zustand. Der Waldname Ladstatt oberhalb der Mühle gegen den Rißwasen scheint auf einen alten Holzstapelplatz hinzudeuten und auch der

Name Rißwasen dürfte mit dem Holzhandel in Beziehung stehen.; denn unter Riß versteht man eine ausgestockte Bergwaldrinne, durch welche Baumstämme hinuntergelassen werden. Die Sägmühle liegt an der Stelle, an welcher die junge Alb durch den wasserreichen Quellhorizont an der Grenze zwischen Granit und Buntsandstein so gekräftigt ist, daß sie trotz ihres kurzen Laufs schon eine Mühle in Bewegung setzen kann. Zu der verkehrs- und wassertechnisch günstigen Lage kommt noch hinzu, daß sich die Plotzsägmühle auch landschaftlich ein selten schönes Plätzchen ausgesucht hat. Hier durchbricht die jugendliche Alb den Granit und sucht sich durch dessen Felsblöcke hindurch mit ihrem klaren, frischen Wasser den Weg. Die drei Naturschönheiten Wasser, Wiese und Wald vereinigen sich zu einer wundersamen Harmonie. Und wenn an heißen Sommertagen das kühlende Naß über das alte Wasserrad plätschert, dann weilt man gern an dieser Stätte und man versteht auch, weshalb der Plotzsägmüller eine Gastwirtschaft zugesellt hat.

Auch in Herrenalb lag einst eine Sägmühle innerhalb der Stadt, die Viehhofsägmühle. Ihren Namen verdankt sie dem alten, ummauerten Gutshof des Klosters, dem sogenannten Viehhof, der den Raum einnahm, auf welchem jetzt das Hotel Falkenstein steht, auf dessen Nordseite noch ein Stück der alten Umfassungsmauer erhalten ist. Die Sägmühle schloß sich nach Osten an den Viehhof an. Sie stand auf dem Platze nördlich vom Postgebäude. Die Stadt erwarb auch diese Wasserkraft, die Mühle wurde abgebrochen und nach der Haltestelle der Albtalbahn bei der Kullenmühle verlegt.

Im Salbuch der Grafschaft Eberstein heißt es: "in der ~~T~~Tobelbach bey der mulm". Mit dieser "mulm" dürfte

die schon genannte Dobelbach-Sägmühle auf der Gemarkung Rotensol gemeint sein, die einst an der Stelle lag, wo der sogenannte "Römerweg" den Dobelbach überschreitet. Wir haben hier einen der typischen Fälle vor uns, wo Mühlen die Stellen aufsuchen, an denen alte Wege auf Brücken oder in Furten, Bäche oder Flüsse überqueren. Die Dobelbachsägemühle ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingegangen. Dafür erstand an der Einmündung des Dobelbachs in die Alb das große Sägewerk Gebr. Scheurer, das aber trotz seiner Lage am Zusammenfluß zweier Bäche keine Wasserkraft benutzt, sondern mit Dampfkraft betrieben wird. Auch das nahe dabei liegende Sägewerk von August Romoser, die verlegte Viehhofsäge, verwendet nicht das Wasser, sondern die Elektrizität als Betriebskraft.

Im Jahre 1651 erbaute Kull etwas unterhalb der Stelle, wo heute die Straße von Herrenalb nach Bernbach die Alb überschreitet, eine Sägmühle, die nach ihm Kullenmühle genannt wurde. Ihr Name übertrug sich auf die kleine Ansiedlung, die sich allmählich um die Mühle entwickelte. Sie war zuletzt Eigentum der Murgschiffergesellschaft Gernsbach, wurde dann vom Besitzer der weiter und unten gelegenen Mahlmühle erworben und bis auf das Wohngebäude abgebrochen, das heute noch steht und auf der Talseite der Straße liegt. Als Ursprung und Namensspender für den ganzen Weiler verdient dieses Häuschen besonderen Schutz.

An der Stelle, wo der Bernbach in die Alb mündet, lag früher eine Schleifmühle und Hirsestampfe. Sie wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einer Mahlmühle, der neuen Kullenmühle, umgebaut, die als Kundenmühle das Getreide der Dörfer Bernbach, Dobel, Neusatz und Rotensol mahlt. Trotzdem sie am Zusammenfluß des Bern-

baches und der Alb liegt und der Bernbach zwischen Mühl- und Wirtschaftsgebäude hindurchfließt, benutzt sie nur das Wasser der Alb, und zwar wird sie durch ein unterschlächtiges Wasserrad in Bewegung gesetzt.

Im Holz- und Maisenbachtal, das sich bei Marxzell mit dem Albtal vereinigt, liegen auf einer Wegstrecke von vier Kilometer neun Mühlen, zeitweise waren es elf, so daß auf einen Kilometer drei Mühlen kamen, also nicht nur ein "Siebenmühlental"! Wir brauchen uns deshalb nicht wundern, wenn Langenalb, auf dessen Gemarkung die Mehrzahl dieser Mühlen liegt, ein Wasserrad zum Dorfswappen hat. Eine der Mühlen ist Mahlmühle, alle andern sind Sägmühlen, was ohne weiteres in dem Waldreichtum der Umgebung begründet ist. Die Reihe beginnt mit der Holzbach- oder Conweiler Sägmühle. Sie liegt unmittelbar an der Vereinigung vom Feldrenacher Bächlein mit dem Holzbach. Das erstere trägt die Stämme an den Sägeraum heran; der Holzbach und eine starke Quelle unweit der Mühle füllen einen Weiher, von dem aus der Mühlkanal gespeist wird. Es folgen dann in kurzen Abständen die Feldrenacher Sägmühle, die Heintzen-Sägmühle, Pfrommers Sägmühle und die Bitzenhühler Sägmühle. Die Schnaitzinger Sägmühle wurde still gelegt, an ihrer Stelle befindet sich nur noch ein Aufbewahrungsschuppen. Die Bauernsägmühle, in deren Nähe einst eine Bergschmiede stand, war früher mit dem Gasthaus zum Grünewald verbunden. Bald nach dem Kriege wurde der Sägebetrieb eingestellt und heute ist die Bauernsägmühle als "Gasthaus zur Bergschmiede" eine gut besuchte Wirtschaft mit Kaffee. Einen Kilometer unterhalb der "Bergschmiede" vereinigt sich der Holzbach mit dem Dorfbach von Langenalb, dem Maisenbach. Am Zusammenfluß der beiden Bäche entstanden eine Mahlmühle und zwei Sägmühlen. Einem markgräflichen Copialbuch ent-

nehmen wir, daß die Maisenmühle als Mahlmühle schon vor dem Jahr 1483 vorhanden war. Sie wird im genannten Jahr als Lehen vom Markgrafen Christoph (1475 - 1515) vergeben. Dabei erfahren wir auch, daß sie Bannmühle für Langenalb war. Im 18. Jahrhundert befand sie sich mit kurzen Unterbrechungen im Lehenbesitz der Familie May. Im Jahre 1715 sollte eine Sägmühle bei der Maisenmühle erbaut werden. Langenalb wandte sich dagegen, da es schon drei Sägmühlen im Betrieb habe. Später entstanden aber sogar noch zwei Sägmühlen in unmittelbarer Nähe. Alle drei Mühlen bilden mit der "Wirtschaft zur Maisenmühle" einen kleinen Mühlenweiler. Einen halben Kilometer unterhalb dieser Mühlengruppe treffen wir auf die Brückles-Sägmühle. Sie hat ihren Namen von dem 1487 erstmals erwähnten Brückle, auf welchem der alte Weg von Marxzell her den Maisenbach überschreitet. Sie gehört zu den vier Sägmühlen, von welchen wir aus dem Jahre 1749 genaue Beschreibungen besitzen, da sie für das Sägen von herrschaftlichem Holz in Anspruch genommen wurden. Die andern drei sind des Maisenmüllers Sägmühle, die untere oder Schnaitzinger Sägmühle und die obere oder die Bitzenhühler Sägmühle. Wie gegenwärtig, so scheint auch dortmals ein recht lebhafter Geschäftsbetrieb auf den Sägmühlen im „olzbach-und Maisenbachtal geherrscht zu haben. Die Betriebe wurden von der Herrschaft sorgfältig überwacht und nur gut ausgewählte Sägeknechte angestellt.

Die Kullenmühle.

Der 30jährige Krieg, der ohne Flugzeuge und Ferngeschütze unübersehbares Unheil anrichtete, Dörfer entvölkerte und neue Siedlungsgemeinschaften nach sich zog, hatte auch die Eigentumsverhältnisse kirchlicher und klösterlicher Besitzer verschoben. In Herrenalb gelangten weite Waldstrecken in die Hand der Dorfgemeinschaft, die damals von Schultheiß Bechtle aus Neuenbürg und dem ortsansässigen verwertet wurden.

Man schrieb 1650, als der mächtige Holzanfall aus dem ehemals klösterlichen Hochwald zur Verwertung zwang. Da war es der Zimmermann Kull aus Herrenalb, der sich erbötig zeigte, an der Alb eine Sägmühle mit einem Gang zu erstellen, falls ihm das Sägerecht als alleinig zugesichert würde. Bechtle verschaffte ihm dazu einen Freibrief, vergewisserte sich der Uninteressiertheit der Murgschiffer und streckte ihm das Geld zum Erwerb des Geländes an der Alb vor.

Kull, ein weitblickender Mann, wußte, was er vor hatte. Er baute die Mühle an der Alb und dazu einen Viehstall zur Aufnahme von über zwei Dutzend Rindvieh. Auch Stuben und Kammern baute er über dem Mühlenbau ein, die er an Wanderer billig abgab.

Zu Beginn des Jahres 1651 stand ein ansehnlicher Mühlenbau an der Alb, verbunden mit einem wohlhabend dreinschauenden Maierhof. Sechs Morgen Wiesen, die Langwiesen, waren sein Eigentum. Sämtliche Hölzer aus dem endlosen Herrenalber Forst mußten auf die Kullenmühle zur Säge gebracht werden. Und als man später die Alb floßbar

gemacht hatte, sorgten ungeschriebene Privilegien dafür, daß der Kull es nun zuließ, wenn geschnittene Hölzer als Floß eingebunden wurden. Stolz war der Kullenmüller darauf, daß Bord und Balken von hier nach Holland verschifft wurden. Die holländischen Gulden haben ihn und den Sohn reich genug gemacht, um die Kullenmühle auszubauen. Von ihr aus ging die Errichtung weiterer Wohngebäude, die Hardthäusle und die Steinhäusle. Mag heute der Müller heißen, wie er wolle, seine Mühle wird den Namen Kullenmühle weitertragen.

Bei der Kullenmühle befand sich einst der große Stauweiher, der den Floßverkehr auf der Alb regelte. Und wenn's dem Kullenmüller nicht genehm erschien, das Deichloch zu öffnen, so blieben eben die Albflöße oder das Ettlinger Scheitholz so lange drinnen, bis der Kullenmüller "ja" sagte. Und damit ist die Monopolstellung des ersten Kullenmüllers ohne viel Worte dargelegt.

Natürlich müssen alle Kullenfamilien von der Kullenmühle stammen. So hat es der Großvater schon erzählt - und dann muß es auch wahr sein.

Als zur Zeiten der Reformation oberdeutsche Bauern Holzhauer, Flößer und Glasmacher des Glaubens wegen ausgewiesen worden sind, kamen die Kull in die Gegend und machten sich, unterstützt, durch die bereits reformierte Klosterverwaltung in Herrenalb, in deren Sprengel sesshaft oder wurden vielmehr auf Grund und Boden zugewiesen. Heute, wo wir wieder einmal im Flüchtlings- und Versorgungsproblem mitten drinnen uns befinden, sind derlei fremde Ansiedelungen besser zu verstehen als noch vor 20 Jahren. So waren die Kull "Fremme", die man sesshaft werden ließ, zu Bernbach. Und von dorthier sind die Herrenalber Kull ge-

kommen und die Gernsbacher Kull. Ein Kull blieb, wie er's
von Haus aus war, Protestant. Und wenn einer das Gesang=
buch gewechselt hat, so geschah's, "in Heirettssachen".

Die Plotzsägmühle.

2
Auf einem Fundamentstein der alten Bauernsäge unweit der Axtloh lesen wir: "Hier hat Noah die Bretter gesägt und seine Arche gebaut".

So alt ist sie nun wieder auch nicht, die reizend gelegene Plotzsägemühle hinter Herrenalb.

Ihr Name läßt sich zwiefach deuten: Plotz kann abgeleitet werden von plotzen. Das ist richtig, wenn man sich erinnert, daß die ältesten Gatter in ihrer Auf- und Abwärtsbewegung stampfend oder plotzend ihre Arbeit verrichtet haben. Plotz kann auch hergeleitet sein von Klotz - dann wäre es eine Klotzsäge gewesen. Auch nicht von der Hand zu weisen, wenn man bedenkt, daß die alten Dorf- und Bauernsägen keine Stämme sondern nur Klötze schnitten.

Über das Alter der Plotzsägemühle läßt sich wiederum streiten. Unwahrscheinlich ist, daß sie um 1300 schon gestanden sei. Derzeits wußte auch der Grundherr, der Graf von Eberstein und der Klosterabt von Herrenalb, noch nicht, welche Werte ein Wald abgeben könne. Und die Bauern sägten ihre Klötze zum Hausbau auf der Dorfsägemühle mitten im Dorf drinnen.

Anders wars, als durch die Albflößerei Holz von auswärts gefragt wurde. Besonders aber, als im Murgtal die Murgschifferschaft den ganzen Holzhandel im Murg und Albtal an sich reißen wollte. Jedenfalls ist es weit wahrscheinlicher zu sagen, daß die Loffenauer Bauern die Plotzsägemühle errichtet haben, als die Mönche vom Kloster Herrenalb als die Bauherren anzusprechen. Die Klosterinsassen ließen auf der Dobelbachsäge - später auf der eigenen Sägemühle - sägen. Ferner ist in keinem Grundbrief

394

zu finden, daß im Loffenauer Wald Herrenalbischer Klosterbesitz, bestehend in einer Mühle, gelegen wäre. Wäre eine Sägemühle dagestanden - sicher würde sie erwähnt worden sein. Denn Mühlen waren in jener Zeit so wichtig und bedeutend, wie heute unsere wichtigen Industrieanlagen. Im Jahre 1503 wird erstmals die Plotzsägemühle urkundlich erwähnt. Und viel früher wird sie kaum dagestanden sein. Dies stimmt auch zeitlich überein, weil es die Zeit war, wo mit der ersten Durchforstung der riesigen Wälder auf Herrenalber und Loffenauer Gemarkung begonnen wurde. An die hundert Jahre lang war die Plotzsägemühle den Gernsbacher Bürgern in Pacht gelassen. Von denen erhielt sie wieder der Murgschiffer Jakob Kast, weil er fürchtete, die Gernsbacher könnten sich mit der Flößerei und dem Holzhandel beschäftigen und der Murgschifferschaft auf der Alb eine Konkurrenz schaffen, die den prallen Geldbeutel der Murgschiffer zum Erschlaffen bringen könnte.

Dicke Aktenbündel füllen die Regale in den Archiven, überschrieben: "Prozeßactum Gernsbacher Burgerleut gegen die hohen Herrn der Schiffer". Die Gernsbacher Bürger waren indeß weit entfernt, ein Konkurrenzunternehmen zur Murgschifferschaft zu bilden, vielmehr war es ihnen darum zu tun ihre Häuser, die durch die großen Stadtbrände, Kriege, feindliche Überfälle und Überschwemmungen in den letzten Jahren so unsäglich gelitten hatten, wieder aufzurichten und ihr Bürgerholz, das ihnen im Loffenauer und Dobler Wald zugefallen war, auf billige Weise zu sägen und heimzuschaffen. Über den dreißigjährigen Krieg lag die Sägemühle still, ihre Bewohner flüchteten. Und als im Jahre 1634 der Schwed ins Land gefallen war, so fand der bereits einen Schutthaufen vor. Im Jahre 1671

835

wurde die Plotzsägemühle an die Loffenauer Bauern verpachtet angetroffen. Nach 74 Jahren brachte somit die alte Säge wieder den ersten Mühlenzins für die Grundherrschaft ein. Die unsicheren Pachtmöglichkeiten auf der Plotzsäge gab dem Loffenauer Anlaß, unterhalb eine eigene, weit besser ausgestattete Sägemühle zu errichten - die heute nicht mehr existierende "Loffenauer Säge an der Alb". Als Kundensäge hat sich die liebe alte Plotzsäge, die so manchen Spott ertragen muß, dafür aber als Schwarzwaldidyll wohl ihresgleichen sucht, bis in unsere neue Zeit heraufgerettet. Alte Waldnamen erinnern an die früheren Holzstapelplätze Gernsbacher und Loffenauer Bürger bis hin zum Dobelwald.

Hanf und Flachs.

"Selbstgesponnen, selbstgemacht, rein dabei, ist Bauerntracht!" Welcher Stolz und welche Tüchtigkeit liegt in dem Wort, welch voller, satter Klang aus Vätertagen!

Die alte Leinwandbereitung stand ehemals im Mittelpunkt des dörflichen Lebens, weil man nicht einfach in den Beutel greifen und in den nächsten Laden gehen konnte und wollte, um Bettwäsche und Kleider zu kaufen. Zu den Leintüchern und Bettziechen pflanzte man den Hanf selber, spann selber und ließ das Tuch bei dem Weber im Dorf weben. Dann konnte man habhafte Bettstücke und Tischtücher machen. Oder man nahm ein Stück tüchtigen Zwilchs, machte aus ihm, gefärbt oder ungefärbt, ausdauernde Zwilchröcke für die Mädchen oder zwilchene Höslein für die Buben. Fröhlich konnten die jüngeren Schwestern nach den älteren in diesen Röcklein hausen, und die Buben konnten lustig auf einen knorri-gen Birnbaum hinaufklettern, ohne nachher die Fetzen auf allen Seiten herunterzuhängen. Und über allem diesem Tun stand das stolze Wort geschrieben:

"Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Rein dabei, ist Bauertracht!"

Kein Wunder, wenn da dem Hanf-und Flachsbau eine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet wurde. Das kam schon beim Säen zum Ausdruck. Menschliche Weisheit und menschliche Arbeitsamkeit vermag aber nicht Keimen und Wachstum zu beeinflussen, denn der liebe Gott ist und bleibt der Wettermacher nach dem alten Spruch: " D'r Kalenderma macht de Kalender, d'r Herrgott 's Wetter." Aber ein bißle hat man

ihm doch in die Karten geguckt und ist hinter sein Geheimnis gekommen. Und zu was stehen die Heiligen im Kalender? Daß sie Zeichen und Zeiten geben! Wann soll man Hanf und Flachs säen und wie? "Wenn's Lindenlaub ist wie a Katz, Bauer, no sä dein Flachs", heißt es, das heißt, wenn das Lindenlaub herauskommt und noch haarig und strubbelig ist. Ein Speisopfer aber muß dabei gebracht werden, daß der Bauer, der sät, mit Liebe und Sorgfalt an die Sache herangeht: die Bäuerin muß dem Bauer, der Flachs sät (der Same heißt Lein), einen Eierkuchen machen, sonst gerät der Flachs nicht. Soll der Flachs lang werden, so muß man mit den Knien auf den zarten Pflanzen herumrutschen oder Kinder sich darauf herumwälzen lassen, daß er sich gut bestockt. Am Magdalenen tag (22 Juli) soll man den Flachs also segnen:

"Jch grüße dich Flachs,

Daß du recht schön wachst,

So lang als wie 'ne Seide,

So lang als wie 'ne Weide

So fein und klar

Wie der Magdalena ihr Haar."

Der heranwachsende Flachs pfeift auf blauen Himmel und Sonnenschein. Er ist ein allzeit durstiger Geselle. Feuchten Boden muß er haben, schon zur Zeit der Aussaat. Gut gerate der Flachs, wenn man beim Säen lumpige Kleider auf dem Leibe habe. Ja auch auf festlichen Sonnenschein verzichtet der alte Bauer und seine Bäuerin dem Flachs zuliebe; denn wenn man an Fronleichnam die gestreuten Blumen in den Boden trete, gerät der Flachs, sprach der Mund der alten Volksweisheit. Und sogar im Heuet durfte es regnen, alles, alles dem kostbaren Flachs zulieb. "Wenn der Heuwag tropfnet und der Wiesbaum kläppret (durch schnelles Fahren beim Regnen!) krieget d'Veiber Werg" heißt der kernige Spruch. Wie an-

schaulich und prachtvoll hat hier uralte Weisheit und Erfahrung ihren Ausdruck gefunden!

Der Flachs will auch noch Pflege nach der Aussaat, man soll recht fleißig grasen. Und gar nie zufrieden durfte man mit ihm sein, ja so oft man zu ihm kam, sollte man ihn schelten, dann mußte er recht lang werden. Ein heranwachsendes Flachsfeld nun ist auch etwas Schönes: "Braun nunter, grün auf und e blaus Tüpfele drauf!"

Der Hanf, der aufrechte und stattliche, durchaus männliche Bruder des Flachses, der König unserer Felder, der manchmal über alle Gewächse hinwegschießt, und auch den Roggen oft noch um eines Hauptes Länge zurücklassen kann, macht auch schon beim Säen seine Ansprüche. Hoch sollen die Körner fliegen, dann werde der Hanf auch hoch. Und nicht nur hoch soll der Hanf gesät werden, daß der Bauer gleichsam unter dem hochgeschwungenen Bogen der fliegenden Saatkörner durchschreiten kann, sondern der Sämann soll ordentlich in den Sack hineingreifen, und den Samen nicht sparen. So dick soll der Samen fallen, daß man neun Körner mit der Zunge auflecken kann. Bei der Bodenbereitung aber soll man den Pflug sparen, das heißt, nicht so tief ackern.

Will nun der Flachs beim Heranwachsen recht feucht, so will der Hanf recht warm. "Em Hanf und der Geiß ist's net glei z'heiß". Und ein Gewächs, das so hoch werden soll, muß recht Nahrung haben. Gut düngen soll man ihn. Ja der Hanf schäme sich nicht, auf dem Misthaufen zu wachsen, sagt die alte Volksweisheit.

Sind nun Hanf und Flachs gut herangewachsen, so treten die "Fraunamen" mit Freuden zum "Liechen" an, wie man das Hanf-und Flachsrupfen da und dort heißt. Sorgsam werden die Stengel zu kreuzweise geschichteten Beiglein zu-

973

sammenlegt und dann zum Spreiten auf die Heide hinausgeführt, wo Regenguß und Sonnenschein an ihnen arbeiten, bis sie rösch und zum Brechen reif sind.

Draußen auf der Heide liegen Hanf und Flachs in langen dünnen Reihen. Das dürftige Heidegras sucht zwischen den Stengeln hindurch seinen Weg zu Luft und Licht. Die würzigen Heidekräuter blühen dazwischen, der Tymian und der Augentrost, der Hügelwaldmeister und das Zittergras. Drüben am Hag neben der Hanfspreite aber wachsen aus verblühten Sommerrosen die roten Hagebutten und reifen büschelweise im dichten Haselbusch die braunen Haselnüsse. Und wenn nun die Buben zur Haselnuß- und Hagenbuttenernte kommen, ist es auch Zeit, daß man den Hanf und Flachs heimholt auf die Brechstatt.

Das Flachsbrechen anno dazumal.

Manch einer von uns hat daheim wohlverwahrt im altertümlichen Schrank eine Zieche von der toten Großmutter seelig. Vielleicht auch noch rot- und weißkariertes Bettuch, ein handgesponnenes dickes Leintuch und ein groblinneses Tisch- tuch, aus Großmutter's Zeiten her.

Großmutter's fleißige Hände haben das erzeugt vom

S a m e n b i s z u m F a d e n .

All das auf heimischer Erde und unter heimischer Sonne. Viel Feldarbeit und häuslicher Schweiß kleben noch daran. Zeit und Fleiß! Die alte Zieche erinnert noch an die be- schauliche Vergangenheit, als noch Spinnstuhlen und "Stube = te" gegeben hat - als man vom November, wenn der Martini- tag ins Land gekommen war - bis auf Lichtmeß, wo die Mutter zu den Mädle sagte: alle Rädle weg:

Mariä Lichtmeß

Spinne vergeß

Bei Tag z' Nacht eß!

Mit dem Verlöschen der Flachsbrecherei und des Flachsbaues überhaupt ist ein Stück Dorfgeschichte dahingegangen. Ein Stück ländliche Kulturgeschichte ist verschwunden. Uns bleibt es als schöne Aufgabe, sie wenigstens in der Dorf- chronik für spätere Geschlechter festzuhalten.

Noch im 18. Jahrhundert stand der Flachsbau in voller Blüte. Es gab bis in unsere Zeit herein noch Flachs- brecher, Hechler und das Spinnrädchen steht still und ver- lassen noch auf manchem Speicher. Um 1860 herum ist der Flachsbau bei uns so allmählich dünner geworden. Um das Jahr 1800 war man noch tüchtig beim Flachsbrechen und lie-

1001

ferte manchen Zentner fertiges Werg ab an Leinenweber, Seiler und Sackmacher. Bei dem Wergverkauf machten sich die Hördener Juden unangenehm bemerkbar, was die Exzesse gegen die Juden hervorgerufen hatte.

Weil der Jude den Bauer übervorteilt hatte, so machte dieser von seiner derben aber gesunden Faust Gebrauch!

Vielfach wurde der Flachs im Dorf selber bei den Hauswebern gewoben und nicht nach auswärts gegeben. Denn was man baute, das brauchte man in der Regel selber. Nur wenn es mit dem Bargeld haberte und man einiges flüssig machen mußte, das kam in den armen Zeiten zwischen 1790 und 1820 vor, dann gab man Flachs an die Sackweber und Seiler.

Um 1800 kam die ausländische Baumwolle ins Land. Die war billig und überall zu bekommen. Daher kam es auch, daß der Weberhannes und der Webersepp den Webstuhl still gelegt haben.

So ist es gekommen, daß der Flachsbau und die Flachsbrecherei den Bauern nicht mehr bekannt sind, und manch einer von unseren Jungen sieht auf dem Speicher in einer dunklen Ecke ein fremdes Ding, das ihm die Großmutter als Hechel, als Breche oder als Haspel klar legt.

Wie es der Bauer früher fertig brachte, das sei in Kürze in unserem Dorfbuch beschrieben.

Im Dorf stand der Trockenofen in der sogenannten Brechhütte, aus Lehm gebaut, darüber ein dünnes Schindeldach und in der Mitte der Hütte der Herd, auf dessen Feuerstelle auf Rösten und Böcken die Flachsstengel getrocknet wurden, nachdem sie bereits in den Wiesen an der Sonne vorgedörret waren, und zwischenhindurch im Dorfbach

oder in Bodengruben gewässert wurden.

Die Flachsbreche, so wie sie der Dorfwagner für die Bauern zimmerte, war ein Bock mit einem Sitz, auf dem der Bauer von oben her drei bewegliche Schwingel oder Rippen herunterschlug, in vier untere schneidig und scharfe Schwingel, zwischen die, die Flachsstengel gelegt wurden und ordentlich zusammengeschlagen wurden, daß die holzigen Pflanzenteile wegfielen. Den letzten Rest von diesem mühseligen Geschäft besorgte die Hechel.

So wurde der Flachs durch Kämme gezogen und zu Werg verarbeitet. Dann gereinigt, geredelt, gestrählt, gebleicht und so vollends geläutert, daß er immer schöner und heller wurde.

Im Dorf war ein gemeindeeigener Brechplatz und eine Brechhütte. Der Schultheiß teilte die Brechzeiten ein. Jeder wollte rasch daran kommen - es ging wie heute in der Kelter beim Mosten zu. Damit man dazu gekommen ist, hatte man ganze Nächte hindurch gebrochen und gehechelt. (und dabei die Leute durchgehechelt).....

Solche Brechnächt - wie mans nannte - waren für die Jungen und Alten heitere Stunden. Nach altem Brauch mußte der, welcher erstmals beim Brechen dabei war einen Krug Bier stiften. Oder man schickte ihn zum "Hanfmodell" holen zum Nachbar. Der kannte sich aus und lud ihm ein Sack voll Wackensteine auf, die der "Neue" nach der Brechhütte schleppte.

Beim Flachsfest wurden dann diese lustigen Schwänke zum besten gegeben.

Und wenn der Werg fertig war, wurde das Garn gesponnen, an der Sonne gebleicht vom Weber gewoben, die langen Leinenstücke nochmals tagelang auf die Bleiche gelegt - an allen vier Zipfeln an Stecken festgemacht,

damit der Wind sie nicht fortwehen konnte.

Hernach wards dem Dorfschneider gebracht. - Der machte Zwilchhosen und Zwilchkittel daraus, Kleider und Schürzen. Es muß uns auffallen, daß die Kleider zu= meist blau gefärbt waren. Das kam daher, weil die Neuen= bürger und Altensteiger Färber nur die blaue Farbe kann= ten. Drum hören wir die gangbare Redensart häufig:

"Wenn i nix meh oziege habb, donn
lass i de Hintere blau Färbe".....

Sind auch die Spinnstuben leer, die Brechhütte zerfallen - und weiß keiner aus der Dorfgemeinschaft mehr was, aus den Zeiten der Flachsreife zu plaudern, so bewahrt der Volksmund viele Redensarten auf, die noch darauf hinweisen. Nur weil wir die Ausdrücke nicht erklären können, halten wir sie für wertlos.

Jemanden "verhecheln" heißt ihn " ausmachen" oder alle sei= ne guten und schlechten Seiten "durch die Kämme zihen". Es ist einer"spindeldürr" will sagen, er ist lang und dünn wie die Spindel am Spinnrad.

Wer ein Stück Selbstgesponnenes von der Großmutter noch daheim hat, der hebe es als Heiligtum auf, als ein Stück alter längst verklungener Tage.

00000000000000

Bodenerhebung in Dobel vom Jahre 1952.

Wirtschaftsfläche der Gemeinde	287 ha	63 a
Zugänge	-	
Abgänge	-	
	<hr/>	
zusammen	287 ha	63 a

B. Kulturarten und sonstige Flächen

Ackerland	27 ha	81 a
Gartenland	a) Haus- und Kleingärten	2 ha 69 a
	b) Private Parkanlagen	- 68 a
Baumschulen		10 a
Wiesen	a) mit einem Schnitt	36 ha 47 a
	b) mit 2 und mehr Schritten	180 ha 13 a

Landwirtschaftliche Nutzfläche	247 ha	88 a
--------------------------------	--------	------

Waldflächen, Forsten und Holzungen	1 ha	67 a
Ödland und Unland	3 ha	29 a
Gebäude- und Hofflächen	8 ha	62 a
Wegeland und Eisenbahnen	25 ha	13 a
Friedhöfe, öffentliche Parkanlagen, Sportplätze	1 ha	04 a

Wirtschaftsfläche der Gemeinde	287 ha	63 a
--------------------------------	--------	------

C Anbau auf dem Ackerland

Getreide:		
Winterroggen	2 ha	46 a

Sommerroggen	1 ha	10 a
Winterweizen	-	21 a
Sommergerste	2 ha	75 a
Hafer	6 ha	68 a
Wintermenggetreide	-	42 a
Spätkartoffel	14 ha	17 a
Futterrüben	-	02 a

zusammen 27 ha 81 a

Ackerland zusammen 27 ha 81 a

D Gesamtzahl der Betriebe

a) mit 0,50 und mehr Betriebesfläche 136 Ha - a

1926

Industrie, Gewerbe und Handel.

1 Arzt
1 Hebamme
4 Auto und Lastkraftwagenvermietungen
4 Bäckermeister
3 Cafés und Konditoreien
1 Drechslermeister
2 Flaschnermeister
1 Friseurmeister
5 Fuhrgeschäfte
7 Gasthöfe
2 Gemischtwarengeschäfte
1 Gipsermeister
4 Holzhändler
3 Küfermeister
1 Malermeister
1 Maurermeister
3 Metzgermeister
1 Photograph
3 Sattlermeister
2 Schindelfabriken
1 Schlossermeister
2 Schmiedmeister
1 Schneidermeister
8 Schreinermeister
7 Schuhgeschäfte und Schuhmachermeister.
5 Wagnermeister
3 Zimmermeister.

1007

Vereine.

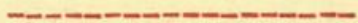
Darlehenskassenverein Dobel. Vorstand und Schriftführer
Schultheiß Allinger
Kassier Karl König.

Gesangverein Dobel. Vorstand Emil Kramer
Schriftführer Karl Bott jr
Kassier Fr. Müller

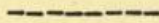
Turnverein Dobel. Vorstand Wilhelm Bott
Schriftführer Adolf König
Kassier Karl Treiber

Krieger-und Militärverein Dobel. Vorstand Karl Wacker
Schriftführer Emil Kramer
Kassier Jakob Vischer.

Das Forsthaus in Dobel.



In der Bergstrasse, Haus Nummer 26, liegt ein langgestrecktes stattliches Gebäude—das Forsthaus. Es gehört dem Staat. Als Bewohner zeichnet 1 Revierförster vom Herrenalber Forstamt und ein Revierförster vom Forstamt Neuenbürg. Der Bau selber zeigt äusserlich keine Merkwürdigkeiten. Nur einen Mangel hat er aufzuweisen, er könnte besser in baulichem Zustand gehalten werden.



1028

Arzt und Apotheke im Dorf

Von den alten "Chirurgen" bis zum Mediziner, vom Schröpfköpfe aufsetzen bis zum Operieren; Vom Aderlass bis zur Blutuntersuchung nach neuesten Prinzipien war es ein langer Weg. Hausmittel und eigene Arzneibüchlein mussten lange helfen, bis man sich entschloss einen wirklichen Arzt zur Hilfe zu rufen.

In Dobel war Dr Huzele der erste Arzt, 1924
Ihm folgte Dr Eppinger 1934.

Als Krankenschwester fungierte Schwester Maria um 1947
Nachfolgerinnen Schwester Elisabeth und seit 1952 Schwester Hildegardt.

Die Apotheke liegt in Herrenalb oder in Neuenbürg. Kleinere medizinische Heilmittel kann man bei Gottfried Hummel, Kolonialwarenhandlung bekommen. Bei ihm ist ein Drogenschrank - ein kleines Offizin - aufgestellt.

1010

Von der Milchsammelstelle.

Am 1. April 1935 wurde hier eine Milchsammelstelle eingerichtet. Als Ablieferungsraum wurde ein kleiner Raum im Hotel zur Sonne benutzt. Später wurde unterhalb dem Pfarrhaus, neben der Pfarrscheune dazu ein eigenes Gebäude erstellt, das allen gesundheitlichen Richtlinien voll entspricht.

Leiterin der Sammelstelle ist Emma König.

Als Gründer der Milchsammelstelle sind bekannt:

Bürgermeister Nothwang und 34 hiesige Einwohner und Kuhhalter.

1. Vorsitzender wurde Bauafseher Bott.

Die tägliche Ablieferungsmenge beträgt rund 600 Liter.

Insgesamt liefern 119 Kuhhalter heute ab.

Die Dobler Frischmilch wird in die Karlsruher Milchzentrale abgeliefert.

Als Milchsammelstellenrechner ist Karl König ernannt.

Die Vorstandschaft der Milchverwertungsgenossenschaft setzt sich zusammen aus

Karl König

Adolf König und

Wilhelm Hummel.



1031

Dobel, Rentkammerseite und Klosterseite.
(Entnommen aus der allgemeinen Forst-und Jagdzeitung
vom Jahre 1932).

Jedem württembergischen Schwarzwaldförster ist das Dorf Dobel hoch oben auf der Höhe des nördlichen Schwarzwaldes bekannt, weniger wegen seiner Eigenschaft als Luftkurort, denn als seit alter Zeit streitbare Gemeinde, wenn sie sich beeinträchtigt glaubt in ihren Rechten und Gerechtigkeiten am und im Wald. Mit diesen Gerechtigkeiten hat es eine besondere Bewandnis. Schon seit alter Zeit ist die Dorfgemeinde durch eine vermarkte Abgrenzung in zwei Teile zerschnitten, die eine Seite, wo die Kirche steht, die Klosterseite, die andere die Rentkammerseite. Jede Seite hat ihre besondere Waldgerechtigkeit, politisch ist die Gemeinde ungetrennt. Die Vermarkung ist in der Flurkarte sichtlich gemacht, sie war schon eingezeichnet in das "figurierte" Forstlagerbuch von 1763. In dem in den Jahren 1788 - 1790 angelegten Lagerbuch über die Waldgerechtigkeiten des vorm. Klosteramts Herrenalb ist im Eingang vermerkt zu Dobel: "Die Teilung des Dorfes bestehe seit unvordenklicher Zeit, es sei noch eine uralte Vermarkung sichtbar mit großen behauenen Steinen, die auf der einen Seite das Hirschhorn, auf der anderen den Abtstab (im Volksmund Gänsfuß) zeigen, woher die Benennung Kammer und Klosterseite rühre. Wie dies aber zu erklären sei, könne nicht mehr festgestellt werden." Was man damals nicht wußte, ist auch heute noch unbekannt geblieben, Die nachfolgende Darstellung ist bestimmt, über die Entstehung dieser merkwürdigen Zweiteilung, die sich besonders

1012

auswirkt hinsichtlich der beiderseitigen Waldgerechtigkeiten, soweit möglich Licht zu verbreiten. Es muß hierzu weit zurückgegriffen werden.

Dobel war eine Dorfsiedlung der späteren mittelalterlichen Zeit, vermutlich ausgehend von den Grafen von Eberstein. Derartige Siedlungen gingen in der Weise vor sich, daß ein dem Hochadel angehöriger Herr die Ansiedler von anderer Gegend heranzog und ihnen vermessene Hofgüter erblehensweise überließ, so daß auf jedem Hofgut, der Hube, Haus und Scheuer stand mit dazu gehörigen Grundstücken. Dafür hatten die Siedler Abgaben zu entrichten, welche bei Dobel, wie auch in anderen dergleichen Siedlungen, neben Geld - und Naturalabgaben aus Äckern und Waldstücken in einer auf den Tod des Lehensbesitzers fälligen Abgabe, dem Besthaupt Vieh beim Mann, dem besten Oberkleid beim Weib, wie sonst bei Leibeigenen bestanden. Die Güter hießen Fröndengüter, die Abgabe auf den Todfall hieß man eine Frönd. Zur Zeit um das Jahr 1148, als das Zisterzienser-kloster Herrenalb gegründet wurde, gehörte das Dorf Dobel mit Zugehör den Grafen von Eberstein, und diese hatten es als Mannlehen verliehen an die Edlen von Straubenhardt, deren Stammsitz in der Nähe von Neuenbürg gelegen war. Der Stifter des Klosters, Graf Bernhard von Eberstein, hatte dem Kloster im Stiftungsbrief außer beträchtlichen Waldbesitz, dem Klosterwald, die Anwartschaft auf das Straubenhardt'sche Lehen von Dobel für den Fall des Austerbens des Mannesstammes der Straubenhardt gegeben, doch so, daß das Kloster den bisherigen Lehensbesitz frei vom Lehensverband haben sollte. Der letzte Straubenhardt ist im Jahre 1442 ohne männliche Nachkommenschaft verstorben. Das Lehen war damit frei, und flugs begab sich der Abt von Herrenalb zu dem damaligen Grafen von Eberstein und ließ sich die

1013

Verleihungsurkunde ausstellen. Dem Kloster kam damit zu, was zum Lehen gehörte. Die Straubenhardt hatten aber in der Gegend von Dobel noch Allodialbesitz, und auf diesen hatte das Kloster keinen Anspruch. Dieser Besitz mit dem übrigen Allodialeigentum bildete den Nachlaß, welcher an die überlebenden Schwestern des letzten Herrn von Straubenhardt fiel. Auf den Nachlaß hatten aber bereits die beiden Herrschaften, der Graf von Württemberg und der Markgraf von Baden, ihr Auge geworfen. Die Schwestern mit ihren Ehemännern, welche in Schulden steckten, sahen sich genötigt, die ganze Erbschaft zu Geld zu machen. Sie verkauften sofort den ungeteilten Nachlaß an die genannten Herrschaften, und zwar drei der Schwestern am 15. Oktober 1442 ihren Teil an Graf Ludwig von Württemberg um 2 500 rheinische Gulden und die drei anderen Schwestern den ihrigen am 5. April 1443 an Markgraf Jakob von Baden um 2 700 rheinische Gulden.

Verkauft wurden alle zum Nachlaß gehörigen Rechte und Gefälle, Leute und Güter, Gehölze, Felder, Wälder usw. an und in den im Kaufvertrag genannten Dörfern. Darunter ist in beiden Kaufverträgen Dobel aufgeführt. Dort besaßen die Straubenhardt Grundstücke, besonders Wälder, anstoßend an die zum Lehen gehörigen Stücke. Sie waren schon in dem Salbuch der Grafschaft Eberstein von 1363, erneuert 1386, in welchem sämtliche Ebersteinische Lehen, darunter das Straubenhardt'sche Lehen, von Dobel, aufgezeichnet sind, angegeben als anstoßend an die Lehengüterstücke. Zunächst blieb es bei der ungeteilten Gemeinschaft der beiden Herrschaften. Für einen Teil der Dörfer, darunter Dobel, wurde in der Folge das gemeinschaftliche Amt Schwann errichtet, in welches Gefälle und sonstige Eingänge abgeliefert, gesammelt und an die berechtigten Herr-

1014

schaften verteilt wurden. Neben der Gemeinschaft hatten diese aber offenbar aus neu gerodeten Waldteilen Hofgüter zusammengestellt, welche dann im Sondereigentum der betreffenden Herrschaft verblieben. In einer Urkunde aus der Zeit um das Jahr 1498 ist von Männern, die ihre Aussage vor dem Vogt von Neuenbürg machten, bezeugt, daß damals zu Dobel im Besitz von Württemberg und Baden waren je ein eigenes Gut und dritthalb Güter in der Gemeinschaft. Im Anfang des 16. Jahrhunderts ging man daran, den Besitz in Dobel sowohl des Klosters als der beiden Herrschaften lagerbuchmäßig zu beschreiben. Für das Kloster wurde die "Erneuerung der Bursarizins" von 1508 gefertigt, in welcher die sämtlichen Abgaben aus den Orten des Klosteramts, Bernbach, Rotensol, Neusatz, Loffenau und Dobel aufgezeichnet sind, wie sie aus den Fröndengütern daselbst zu entrichten waren. "Bursarizins", weil sie vom Bursierer des Klosters, dem mit der Verwaltung betrauten Mönch, eingezogen und verrechnet wurden. Von seiten der beiden Herrschaften, Baden und dem damals während der Vertreibung des Herzogs Ulrich die württembergische Herzogsrechte ausübenden Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, wurde im Jahre 1527 begonnen, ein Lagerbuch aufzustellen, in dem die Anteile der Herrschaften im Schwanner Amt, also auch Dobel, beschrieben werden sollten. Man fand aber, daß die Gemeinschaft mehr dazu geeignet war, Streitigkeiten auszulösen, und beschloß, die Gemeinschaft aufzuheben und reel zu teilen. Dies geschah sofort, und schon im Jahre 1528 konnte ein neues vollständiges Lagerbuch angelegt werden. Baden verzichtete gegen anderweitige volle Entschädigung auf seinen Anteil an der Gemeinschaft des Schwanner Amts, wie auch auf seine Sondergüter daselbst. Alles was bisher Baden zugehört hatte, ging im Tausch an Württemberg über,

10-15

so auch Dobel, doch nur demjenigen Teil, in welchem die bisher Württemberg und Baden teils ausschließlich, teils in der Gemeinschaft zugehörigen Besitzungen gelegen waren. Das Lagerbuch beschreibt nun genau die Fröndengüter, "gefröndte Güter", in besonderer Rubrik, und daneben einzelne Grundstücke, Wiesen u.dgl., welche nicht zu den Fröndgütern zählen, neu dem Wald abgerungene und zur landwirtschaftlichen Benützung hergerichtete Stücke, welche mit besonderen Abgaben belastet sind, in gleicher Weise wie in der Erneuerung der Bursarizins von 1508. Die "gefrönden Güter" sind, wie schon die Urkunde von 1498 feststellt, laut Lagerbuch folgende: Das vormals badische Fröndengut, darauf Haus und Scheuer, weshalb der Besitzer neben seinen sonstigen Abgaben Rauchhaber zu entrichten hat, dann das württembergische Hofgut mit ungefähr 6 Morgen "Malenfeld" (Felder, die der Übung im Schwarzwald gemäß nach Abholzen des Waldes urbar gemacht werden) und 3 Morgen "Mäder" (Mähderwiesen). Es ist das Gut, von dem in der Urkunde von 1498 gesagt wird, es sei "ungebüwet", ungebaut, sodann die bisher in die Gemeinschaft gehörigen Hofgüter, zwei solche und ein drittes, dessen eine Hälfte württembergisch, die andere klösterlich ist, die dritthalb Güter der Urkunde von 1498. Diese gefröndten Güter tragen je eine Frönd, das letztgenannte eine halbe Frönd. Die Frönd ist laut Lagerbuch die Abgabe auf den Tod des Trägers und besteht in zwei Gulden, also Besthaupt Vieh und Oberkleid in Geld umgerechnet.

Es kann kein Zweifel sein, daß die im Lagerbuch aufgezählten Grundstücke, insbesondere die Fröndengüter,

1016

bei der Auseinandersetzung zwischen der Gemeinschaft Baden und Württemberg und dem Kloster über das, was zum vormaligen Lehen und was zum Allodialnachlaß gehörte, der Gemeinschaft zugeschrieben worden sind, wobei vielleicht Tauschhandlungen mitgespielt haben. Auch wird die Auseinandersetzung kaum ohne Reibungen vor sich gegangen sein. Was zum Lehen gehört hat, ist in der Erneuerung von 1508, was zum Allodialgut, im Lagerbuch beschrieben. Damit, daß ein Teil des Dorfes an Württemberg gekommen war, wurde dieses in zwei Teile getrennt, der eine, der größere Teil, verblieb dem Zisterzienser Kloster, das damals seine Selbständigkeit noch gewahrt hatte, der andere Teil wurde württembergisches Territorium. Der erstere Teil entrichtete seine Abgaben an das Kloster, der andere an Württemberg in die Kellerei Neuenbürg und auf den Kasten daselbst. Nachdem Herzog Ulrich nach seiner Rückkehr ins Land die Reformation eingeführt hatte, wurde das Zisterzienser Kloster aufgelöst und das Klostersvermögen zum Kirchengut eingezogen. Dazu gehörte das ganze Klosteramt mit Dobel Klosterseite. Fortab wurde es vom Klosterschaffne zu Herrenalb verwaltet. Der andere Teil von Dobel verblieb in der weltlichen Verwaltung und war mit dem Forstamt Wildbad und später Neuenbürg verbunden. In der Gefällablieferungspflicht wurde nichts geändert. Lag einmal die Abscheidung des Dorfes in zwei Teile vor, so lag es nahe, die Grenzlinie zu vermerken. Wann dies geschah, läßt sich urkundlich nicht erweisen. Man sollte zunächst daran denken, daß die Grenze zwischen dem Kloster und Württemberg sofort nach Anlegung des Lagerbuches noch zur Zisterzienserzeit vermarkt worden ist. Doch sind Steine aufgefunden worden, welche die Jahreszahl 1558 und 1561 tragen. Es mag darum sein, daß die Vermarkung erst um

1017

diese Zeit erfolgt ist, so daß sie nur noch den Sinn hatte, den Eingang der Gefälle ins kirchliche und weltliche Vermögen festzustellen und abzuscheiden.

Der Entrichtung der Abgaben entsprach die Holznutzungsgerechtigkeit. Wer auf der Klosterseite angesiedelt war, hatte im Klosterwald, wer auf der Rentkammerseite - eine Bereicherung, die übrigens erst später aufkam -, in den Wäldern des Forstamts seine Nutzungsgerechtigkeit zu suchen. Die Aufzeichnung der Gerechtigkeiten zu suchen. Die Aufzeichnung der Gerechtigkeiten hatte ihren Platz in den Forstlagerbüchern, sie ist für Dobel Rentkammerseite niedergelegt in den Forstlagerbücher von 1557 und 1682. Auf der Klosterseite fehlten zuerst solche Aufzeichnungen. Man richtete sich nach dem Herkommen. Um so gründlicher wurde die Aufzeichnung vorgenommen in den Lagerbüchern von 1788/90. Da die beiderseitigen Aufzeichnungen unabhängig von einander gefertigt wurden, erhielten die Holzgerechtigkeiten, Bau- und Brennholz, auf beiden Seiten verschiedene Gestalt, was sich noch heutzutage kund gibt in den noch jetzt gültigen Verträgen vom 19. Jahrhundert sowie in den Einträgen im Grundbuch.



Wölfe im Schwarzwald.

Am 10. Januar 1840 trat bei Egenhausen, Oberamt Nagold, ein gut gewachsener Wolf auf. Kurz vorher stieß man auf einen solchen bei Wiesensteig.

Unter dem 13. Dezember 1839 berichtete das K. Forstamt Urach: "Heute wurde im Dornstetter Gemeindewald von dem Jagd-Administrator Mundrich ein ihm nachtrabender zufällig erblickter Wolf von ungewöhnlicher Stärke auf 15 Gänge Entfernung geschossen. Derselbe war sehr wohl bei Leib, wog 87 Pfund und hatte folgende Dimensionen: Ganze Länge von der Schnauze bis zur Blume der Rute 5 Fuß, 7 Zoll, Körperhöhe bei den vorderen Läufen 2 Fuß, 6 Zoll, bei den Hinterläufen 2 Fuß, 5 Zoll. Der Kopf ein Fuß lang und 5 Zoll, 5 Linien breit. Die Standarte (der Schwanz) 1 Fuß 2 1/2 Zoll lang (württ. Dezimalmaß). Das Tier war männlichen Geschlechts und ungefähr 6 Jahre alt. In dem angefüllten Magen fand sich neben anderem Unkenntlichem ein Stück ganze Schafhaut mit der Wolle von 2 Zoll im Quadrat und ein vollständiger Rückenwirbel von 1 Zoll Diameter. Von dem Dasein des Wolfes war lediglich nichts bekannt, nur verlautet jetzt, daß in Mezingen und Holzmaden Schafe erwürgt und gefressen worden sein sollen, was Hunden zugeschrieben wurde, auch wollen einige in den Waldungen bei Grafeneck einen großen Hund gesehen haben. Vielleicht erfahren wir nunmehr, ob und welchen Schaden dieses Raubtier angerichtet habe".

In diesem Zusammenhang ist folgende Zeitungsnotiz, die auf den genannten Bericht Bezug nimmt, interessant:

"In der Nacht vom 8. auf 9. Dezember wurden einige 30 Stück Schafe in einem Pferche bei Backnang teils zerrissen, teils schwer verwundet, ohne daß man ermitteln konnte, von welchem Tier dies geschehen; leicht möglich, daß es dieser Wolf war"!

Da nach württembergischen Dezimalmaß ein Fuß der Länge von 28,65 Zentimetern entspricht, ein Zoll den zehnten Teil eines Fußes darstellt, muß das Raubtier eine Länge von rund 1 1/2 Meter gehabt haben, scheint also ein ganz stattlicher Bursche gewesen zu sein".

In der Naturaliensammlung in Stuttgart stößt man auch auf einen Kasten mit ausgestopften Raubtieren, die als die letzten ihrer Art in Württemberg erlegt wurden. U.a. findet sich dabei auch der letzte in Württemberg geschossene Wolf, der 1847 durch Schultheiß Krauch bei Cleebronn (bei Brackenheim) erlegt wurde.

Außer Wölfen gab es 1840 noch Bären in Deutschland, allerdings nicht in unserer Gegend, wohl aber in den bayerischen Alpen. In der Schweiz, in Ungarn, in Polen und vor allem in Rußland zeigten sie sich noch zahlreicher. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen erlegte freilich drei Jahrhunderte vor her eigenhändig 208 Bären, 3683 Wölfe und 200 Luchse. Die Summe aller in seinem Land getöten oder gefangenen wilden Tiere während seiner 25 jährigen Regierungszeit beläuft sich auf rund eine Million.

In Württemberg hat Herzog Ludwig in den Jahren 1718 bis 1720 befohlen, da das Wild wegen der damaligen Dürre wenig Nahrung fand, daß man die Wildzäune allerorts wegriße. Das Wild brach verheerend in die Saaten der Bauern ein. Händeringend standen die Bauern auf ihren Feldern und waren gegen "solche Versündigung" machtlos. Erst als

die Landschaftsvertretung beim Herzog vorstellig geworden war, wurde - nachdem der Schaden angerichtet war - der herzogliche Befehl zurückgezogen. Wer zur Selbsthilfe griff, wurde unmenschlich bestraft. Meist schmiedete man den Wilderer auf einen lebendigen Hirsch, der ihn dann solange schleifte, bis der arme Tropf elendiglich sein Leben aushauchte, oder er starb am Galgen.

Herzog Ulrich von Württemberg ließ 1517 ein Verbot ergehen, "daß keiner mit Büchsen, Armbrust oder dergleichen Geschoß in Gejägden und Wildpannen (Bannen), in walden oder sonst zu feld, an orden zum weydwerk geschickt außershalb rechter Straßen oder sonst verdächtiglich gange oder wandle, ob er gleich nit schieß by Vermeidung der peen (Pein), beyde Augen auszustechen". Der Herzog vergnügte sich in seiner Jugend häufig mit der Bärenjagd. Herzog Friedrich I. wurde 1581 von einer Bärin angefallen. Im Jahre 1585 wurde im Nagolder Forst von Herzog Ludwig ein Bär gefangen und im Jahr 1595 schickte Herzog Friedrich dem Tübinger Senat Bärenfleisch von der Jagd.

Noch im vorigen Jahrhundert fand man in Schwaben Luchse. Der letzte wurde im Jahre 1846 auf der Ruine Reißenstein im Neidlinger Tal geschossen. Zahlreicher waren die Wölfe. Sie nahmen noch um 1400 Kinder von den Eltern weg. An ihr zahlreiches Vorkommen erinnern viele Orts- und Flurnamen (Wolfschlugen, Wolfberg). Nach dem dreißigjährigen Kriege waren sie besonders zahlreich. In Calw gehörte die Wolfsjagd zu den Wintervergnügungen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts waren Wölfe im Schwarzwald nichts Seltenes.

Ein württembergischer Herzog hatte damals 230 00 Morgen eigenen Waldbesitz und weithin und weitem reichte

102

seine hohe forstliche Obrigkeit mit ihrem Forst- und Jagdrecht, das nicht nur das Recht der Jagd auf Hirsche und Sch Schweine, sowie auf Luchse und Wölfe in sich schloß, sondern die Bauern konnten gezwungen werden, Jagdfronen und andere Leistungen zum Zwecke der Jagd auszuüben, so Micheln und Bucheln für das Wild zu sammeln, zurzeit der Hege den Wald unter Androhung hoher Strafen zu meiden. Die Roßbauern hatten auf Seilwagen die Jagdnetze an Ort und Stelle und das erlegte Wild heimzuführen, die andern mußten "Hagen und jagen und Treiberdienste verrichten", auch dann, wenn Saat oder Ernte vor der Türe stand. Nicht nur dem herzoglichen Jagdherrn gegenüber mußten die Bauern dies tun, jeder Grundherr, d.h. jeder, der entsprechend Grund und Boden besaß - es waren ihrer nicht wenige - konnte dem Bauern die verbrieften Jagdlasten aufhalsen, selbst Taubenschlaggelder mußten sie abführen und die Pflicht der Hundslege erfüllen, d.h. Jagdhunde des Landesherren oder des Dorfherren zu unterhalten und junge Jagdhunde aufziehen. Der Jagdbetrieb wurde immer umständlicher, der Wildschatz immer unerträglicher. Die Untertanen standen allem wehrlos gegenüber.

Wildschaden

November 1947:

Durch das starke Auftreten von Wildschweinen auf unserer Gemarkung wird der Ackerboden bis zu einer Tiefe von einem halben Meter durchwühlt und die Leute zu Schaden gebracht.

Das Hochwild verursacht gleichfalls grosse Schäden. In unserem Dorf hat sich eine grosse Erbitterung unter der Bevölkerung breit gemacht, die gebietärisch nach Abhilfe fordert.